

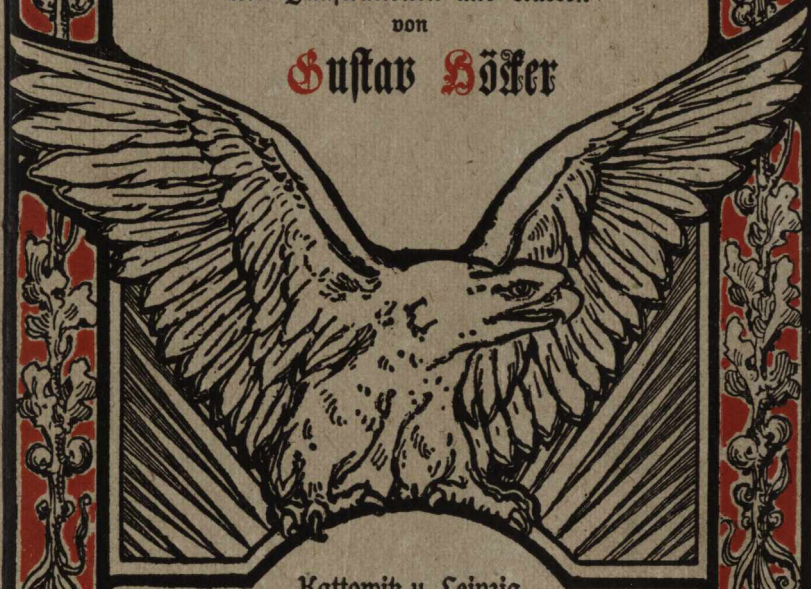


Die
Belagerung von Breslau

Ein Volksbuch zur hundertjährigen
Wiederkehr der Tage von November
und Dezember 1806 und Januar 1807

Mit Illustrationen und Karten
von

Sustav Höfer



Kattowitz u. Leipzig

Carl Siminna ▽ Pönik-Verlag



t:

am.
1907

Władysław Tierquin
26. XI. 1954 R



Die Belagerung von Breslau

Ein Volksbuch zur 100jähr. Wiederkehr der Tage
vom November u. Dezember 1806 u. Januar 1807

Von

Gustav Höcker

Mit Karten und Illustrationen aus der Zeit der Belagerung



Adrian Turgan

Kattowitz u. Leipzig
Carl Siminna * Phönix-Verlag
1907

95413

A. Hoffmann

1. 5. 07.

Alle Rechte vorbehalten.

BI-12



224026/1

Maschinenfabrik von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Pat. 829/2/80

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
I. Breslau rüstet sich zur Verteidigung	7
II. Der Feind erscheint vor Breslau	19
III. Die Schrecken der Belagerung beginnen	27
IV. Das Bombardement	34
V. Entsatzversuch des Fürsten von Pleß. — Fehlschlagener Sturmangriff	46
VI. Zweiter Entsatzversuch des Fürsten von Pleß	59
VII. Breslau kapituliert. — Schluß	69

I.

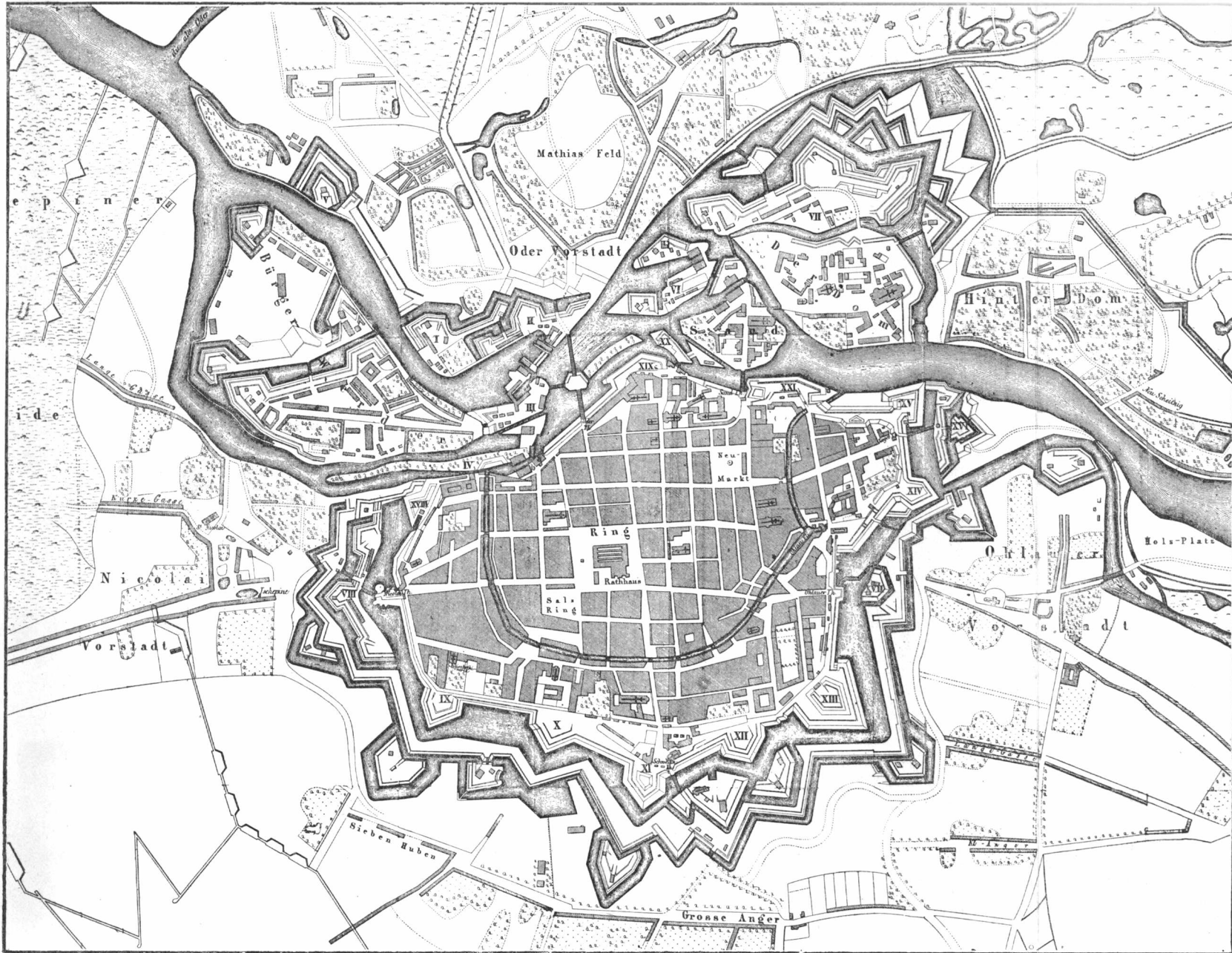
Breslau rüstet sich zur Verteidigung.

Die herausfordernde Wortbrüchigkeit und Hinterlist Napoleons hatte den friedliebenden König Friedrich Wilhelm III. gezwungen, das Schwert gegen Frankreich zu ergreifen. Obwohl der Zeitpunkt ungünstig gewählt war, da die französische Armee, welche in der Schlacht bei Austerlitz die Österreicher und Russen geschlagen hatte, noch in Süddeutschland stand, während die preußischen Rüstungen noch sehr zurück waren, so glaubte man doch fest an den Sieg. Noch umschimmerte die Glorie Friedrichs des Großen das Heer Preußens und unter den Führern befand sich noch mancher der Helden, die ihm seine Siege hatten erkämpfen helfen. Aber das Friederizianische Zeitalter war mit dessen Schöpfer zu Grabe gegangen. Was er als Friedensfürst zum Segen seines Volkes begonnen, war nicht ausgebaut worden, seine überlebenden Generale waren ergraut und erschlafft, die preußische Kriegskunst hielt an den hergebrachten Traditionen fest, denen die in vielen Schlachten erprobte Taktik und Kriegsausrüstung der Napoleonischen Armee weit voraus war. So geschah es denn, daß das preußische Heer, dem das französische ohnehin um nahezu 10000 Mann überlegen war, in den gleichzeitigen Schlachten bei Jena und Auerstädt am 14. Oktober 1806 eine furchtbare Niederlage erlitt, die sieben Jahre der Schmach und

Erniedrigung über Preußen, ja über ganz Deutschland brachte. Preußens Heer war aufgelöst, ein großer Teil geriet in Gefangenschaft, wichtige Festungen, die den Siegeslauf der Franzosen hätten aufhalten können, ergaben sich widerstandslos. Bis in die preußischen Ostmarken drang der Feind vor. Hier vereinigte zwar des Königs Freund und Verbündeter, Kaiser Alexander I. von Rußland, seine Truppen mit dem noch intakt gebliebenen preußischen Heeresreste, aber nach den Schlachten von Enslau und Friedland zog er sie zurück. Preußen war in seiner ganzen Ausdehnung der Willkür Napoleons preisgegeben und mußte mit dem übermütigen Sieger am 9. Juli 1807 den unglücklichen Frieden von Tilsit schließen.

Wir sind den Ereignissen vorausgeeilt, um dem Leser einen Gesamtüberblick über den Verlauf des Krieges zu geben, der auch die Stadt Breslau in seine verderblichen Wirbel mit hineinzog.

Auch in Breslau hatte man das allgemeine Vertrauen auf die Tüchtigkeit des preußischen Heeres geteilt und mit den zuversichtlichsten Hoffnungen auf den Sieg Ende August die Garnison ausziehen sehen, die aus zwei Infanterieregimentern, einem Schützenbataillon, einem Kürassier- und einem Feldartillerieregiment bestand und einen ungeheuren Bagagetrain mit sich führte. Wohl gab es auch Zweifler, die gewohnt waren, sich die Dinge ohne die beliebte rosenfarbene Brille anzusehen, und die Unglücksbotschaft von der Niederlage bei Saalfeld am 10. Oktober, wobei der allbeliebte Prinz Louis Ferdinand von Preußen einen frühen Heldentod gefunden hatte, schien ihnen recht geben zu wollen. Bald folgten



- I Schießwerder.
- II Ober-Kronwerk.
- III Mühlberg-Schanze.
- IV Mühlgarten.
- V Schmelz-Schanze.
- VI Clarenwerder.
- VII Springitern.
- VIII Nicolai-Kronwerk.
- IX Hunde-Bastion.
- X Graupen-Bastion.
- XI Neuwerf-Bastion.
- XII Zwinger-Bastion.
- XIII Taschen-Bastion.
- XIV Bernhards-Bastion.
- XV Ziegel-Bastion.
- XVI Ravelin vor dem Ziegel-tor.
- XVII Ohlauer Ravelin.
- XVIII Scheeren-Bastion.
- XIX Burg-Bastion.
- XX Mathes-Schanze.
- XXI Sand-Bastion.
- a. Wasserfont.
- b. Mühltor.

Plan von Breslau.

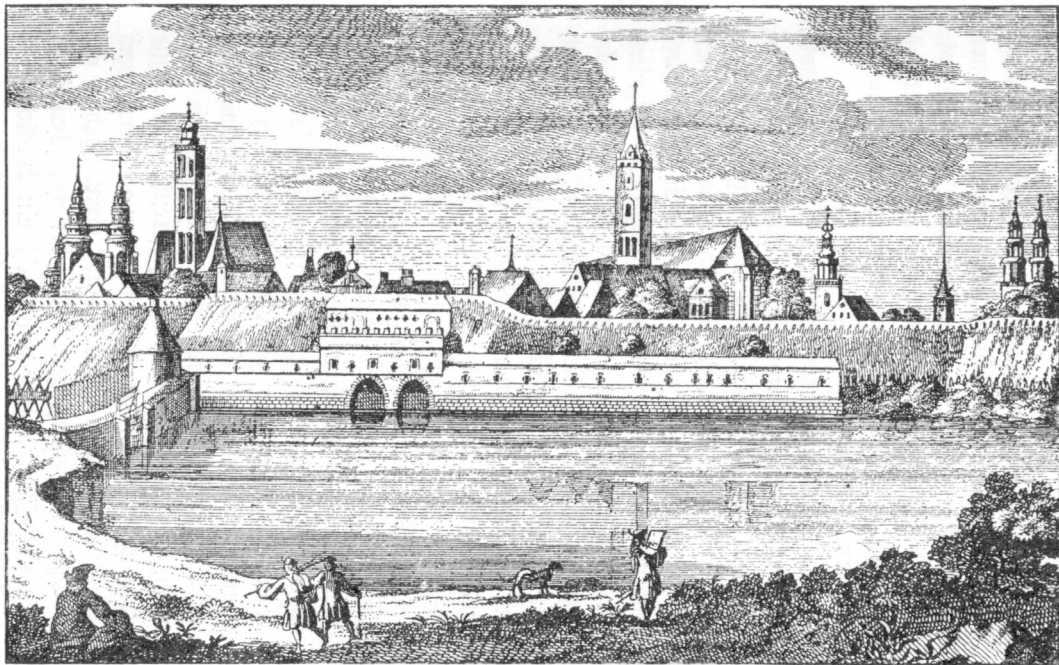
noch schlimmere Nachrichten, das Gerücht von den verlorenen Schlachten bei Jena und Auerstädt verbreitete sich; man hielt es anfangs für falsch, dann für übertrieben, bis die Berliner Zeitungen vom 19. Oktober eintrafen und die ganze furchtbare Wahrheit bestätigten, die Stadt in allgemeine Bestürzung versetzend. Einige Tage lang schwebte man in Ungewißheit über das Heer, doch bald genug erfuhr man, daß dieses sich in völliger Auflösung befand und dem ungestüm nachdrängenden Feinde nirgends mehr Widerstand entgegenzusetzen vermochte. Daß sich das Kriegsunwetter bald genug auch nach Schlesien wälzen werde, stand außer Zweifel.

Breslau zählte damals 60000 Einwohner und war der Mittelpunkt des Handels und der Industrie von ganz Schlesien. Der geschäftliche Verkehr war ein noch regerer als in Berlin. Durch die Oder stand Breslau in Verbindung mit Stettin und Hamburg, auch nach dem Osten wurde ein schwunghafter Handel getrieben, den russische Wagenkarawanen, mit den kleinen, aber starken litauischen Pferden bespannt, vermittelten.

Die Festungswerke waren durch Friedrich den Großen bedeutend verstärkt und erweitert worden. Die innere Stadt war am linken Oderufer durch den Hauptwall geschützt, von dem zehn vorspringende Werke oder Bastionen ausliefen, darunter das Taschenbastion und das Siegelbastion, die heute als Aussichtspunkte der herrlichen Promenade die Namen Liebichshöhe und Holteihöhe führen. Auch die Sand- und die Dominsel auf dem rechten Oderufer waren stark befestigt, der Dom besonders durch das Springsternwerk in der Nähe des Stern- oder Friedrichstores. Alle diese Befestigungen auf beiden

Oderufer waren teils von den Oderarmen umflossen, teils von tiefen Gräben umgeben, die durch den Zufluß aus Oder und Ohlau unter Wasser gesetzt wurden. Den Hauptbefestigungen waren noch eine Anzahl Schanzen und Lünetten oder kleine Forts beigegeben. Die große Insel auf der Nordwestseite Breslaus, der Bürgerwerder, war durch abgesonderte Befestigungen geschützt, die zugleich ein feindliches Vordringen aufwärts der Oder nach der Stadt verhinderten. Zu diesen gehörten das Oderkronwerk, an jenem Uferteile, hinter dem sich heute die Salzstraße hinzieht, und gegenüber am linken Oderufer die Mühlbergschanze.

In der weitesten Umgebung Breslaus gab es keinen Berg, von dem aus die Stadt durch Artillerie beherrscht werden konnte. Dagegen boten die von den Befestigungen ausgeschlossnen Vorstädte, mit Ausnahme der Sandvorstadt, einer Belagerungsarmee Gelegenheit, sich im Schutze der Häuser den Wällen zu nähern. Mehr oder weniger hatten die Vorstädte damals noch ein dorfarmiges Aussehen. Die Nikolaivorstadt, Tschepine genannt, zählte etwas über hundertundachtzig Häuser; die Schweidnitzer Vorstadt, die sich jetzt zum elegantesten Stadtteile entwickelt hat, war sehr lückenhaft mit wenig mehr als achtzig Häusern bebaut und von Landstraßen durchschnitten, zwischen denen viele Gärten lagen. Der Platz, auf dem schon damals das Tauenzjendenkmal stand, war ein öder Anger. Bedeutender war die Ohlauer Vorstadt mit ihren hundertundachtzig Häusern und ihren Fabriken. Die weiteste Ausdehnung besaß die Odervorstadt, die einen Komplex von vierhundert Häusern umfaßte. Der zu ihr gehörige Bürgerwerder war wegen



Festungswerke auf der Südseite Breslaus.

seiner industriellen Anlagen, worunter die Zuckersiederei, ein Mittelpunkt des Geschäftsverkehrs, und seine schönen öffentlichen Gärten bildeten an Sonntagen einen Hauptanziehungsort für die Breslauer. Im ganzen zählten die Vorstädte etwa elfhundert Häuser mit sechszehntausend Einwohnern.

Mehr als alle anderen preußischen Länder konnte nach den unglücklichen Niederlagen Schlesien dem Könige nützlich, dem Sieger schädlich werden. Es lag vom Kriegsschauplatz entfernt genug, um sich nicht vom ersten Schrecken lähmen zu lassen; die Wachsamkeit gegen Oesterreich hatte eine Reihe Festungen geschaffen; Schlesien grenzte unmittelbar an die Länder, denen der siegreiche Feind zuzog, und konnte diesen im Rücken bedrohen und an seinem Vormarsch hindern. Es war reich an Hilfsquellen, an Geld, Waffen und Munition, und auch an kriegstüchtigen Leuten fehlte es nicht. Der Mann, der dies hätte in die Hand nehmen sollen, war der über Schlesien gesetzte Minister Graf Horn, der an der Spitze der Verwaltung stand. Er war kunstsinzig und von liberaler Gesinnung, dem kritischen Augenblicke aber nicht gewachsen. Die Vorschläge tatkräftiger Patrioten beachtete er nicht. Zu diesen gehörte Graf Friedrich August Erdmann von Pückler auf Grimmel. Dieser wandte sich an den König und stellte ihm vor, man solle die Ausgedienten, die über die Provinz zerstreut waren, zur Verteidigung der Festungen einberufen, zu gleichem Zweck eine Landwehr errichten und die auf Gnadengehalt gesetzten Offiziere heranziehen. Aus den herrschaftlichen Förstern und Jägern lasse sich leicht ein beträchtliches Korps bilden, dasselbe gelte von der Reiterei in den

kleinen Städten, aus der man den Abgang im Heere zu ergänzen pflege. Überdies sei nicht daran zu zweifeln, daß die vom Schlachtfelde täglich eintreffenden Flüchtlinge und eine Menge Freiwilliger sich zur Beschützung des Vaterlandes gern unter die Fahnen stellen würden.

Der König übersandte diese Vorschläge dem Minister Hornm und empfahl ihm deren Ausführung. Hornm entzog sich jedoch dem Auftrage und rechtfertigte dies damit, daß es nicht Sache der Zivilverwaltung sei, Kriegshäufen zu sammeln. Als Graf Pückler alle seine patriotischen Bemühungen gescheitert sah, nahm er sich in der Verzweiflung hierüber das Leben. Der Minister Hornm verließ später Breslau und zog sich nach Oberschlesien zurück, was den amtlichen Verkehr sehr erschwerte.

Vor Beginn des Krieges war Fürst Hohenlohe-Ingelfingen, der in der Jenaer Schlacht geschlagen wurde, Gouverneur von Breslau gewesen. Zu seinem Nachfolger hatte der König den Generalleutnant von Thiele ernannt, einen hochangesehenen, aber strengen und in mancherlei Vorurteilen befangenen Offizier. Bei der Breslauer Bürgerschaft führte er sich durchaus nicht vorteilhaft ein. Wenige Tage nach seinem Amtsantritt verbot er in einem Parolebefehle jedermann bürgerlichen Standes, abends auf der Straße zu rauchen. Würde jemand mit der Tabakspfeife im Munde betroffen, so solle ihm diese ohne weiteres weggenommen und auf die Hauptwache abgeliefert werden. Den Soldaten machte das großen Spaß. Sie fahndeten auf die Pfeifen und verschonten selbst solche Raucher nicht, die sie kalt im Munde hielten. Infolgedessen gab es allerlei Erzesse, die mit den zunehmenden Schikanen seitens der Soldaten



immer toller wurden und endlich die Aufhebung des seltsamen Verbots herbeiführten. An der Vereitelung der patriotischen Bestrebungen des Grafen Pückler trug von Thiele die Hauptschuld, und ebenso der Generalmajor von Lindener, der als Inspektor über alle schlesischen Festungen gesetzt war, ein zwar kenntnisreicher, aber eigenwilliger und dabei zu kleinmütiger Verzagtheit geneigter Mann. Das letztere zeigte sich, als er die schlesischen Festungen bereiste. Es sei alles verloren und vorbei, sagte er zu den Kommandanten, man könne weiter nichts tun, als sich gegen einen feindlichen Handstreich sichern, um wenigstens mit einer guten Kapitulation davonzukommen. Als Kommandant von Breslau fungierte der Generalmajor von Krafft. Menschenfreundlich und stets bereit, dem Bürger zu seinem Recht zu verhelfen, besaß er leider nicht die Umsicht und Selbstständigkeit, die sein Posten in so ernster Zeit erforderte. Auch der Artillerieoffizier vom Platz, Oberst Kühnen, und sein Stellvertreter, Oberst von Strampf, waren ihren Aufgaben nicht gewachsen und litten bereits unter der Hinfälligkeit des Greisenalters. Um so tüchtiger war der Ingenieur vom Platz, Leutnant von Poblozky, der mit vieler Einsicht und Fachkenntnis eine aufopfernde Tätigkeit und Hingabe an seine Pflichten verband. Große Verdienste während der kommenden schweren Zeit erwarb sich auch, obwohl nicht auf militärischem Gebiete, der erste Polizeidirektor Senft von Pilsach durch seinen Mut und seine rastlose Wachsamkeit.

Die in Schlesien zurückgebliebenen Truppen reichten gerade nur zur Besetzung der Festungen aus, aber einem ernststen feindlichen Angriff vermochten sie keinen erfolg-

reichen Widerstand zu leisten. Die Breslauer Besatzung bestand aus drei Infanteriebataillonen, einer Füsilierkompagnie, aus dem Depot der Kürassiere, der Festungsartillerie, einer Abteilung eines Feldartillerieregiments, einer Mineurabteilung und zwei Invalidenkompagnien. Hierzu kam das Infanterieregiment von Thiele, das bisher mit seinem Inhaber, dem neuernannten Gouverneur, in Warschau garnisoniert hatte. Ein Feldartilleriebataillon mit sechs schweren Batterien und der dazu gehörigen Munitionskolonne hatte sich auf dem Marsche nach Graudenz befunden, war aber nur bis Kalisch gekommen, da die Franzosen bereits weit über die Oder vorgedrungen waren. Auch befand sich der polnische Teil der Bevölkerung im Aufstand; die mitgeführten Rekruten, die in jener Gegend heimisch waren, verließen nachts heimlich die Bivaks; es begann an Mannschaften zu fehlen, um die schweren Geschütze und Munitionswagen auf den grundlosen Wegen vorwärts zu bringen. Das Bataillon mußte daher wieder nach Breslau zurückkehren, wo jedoch nur ein kleiner Teil der Artilleriemannschaften verblieb, nachdem der größere in die andern schlesischen Festungen verteilt worden war. Die Garnison belief sich jetzt auf 4000 Mann. Vom 23. Oktober an wurden Maßregeln getroffen, diese durchaus ungenügende Zahl zu vermehren. Trotz der Einreden des Ministers von Horn begann man Landwehr-Reservebataillone zu bilden; man zog aus verschiedenen Teilen der Provinz Ersatztruppenteile der Infanterie und Kavallerie nach Breslau, vereinigte die eintreffenden Flüchtlinge der geschlagenen Armee zu einer Artillerieabteilung, berief alle Beurlaubten ein und beorderte die auswärtigen Inva-

lidenkompagnien, Forstbediensteten und berittenen Grenzüjäger in die Festung. Dadurch stieg die Besatzung auf 5500 Mann, was freilich kein wesentlicher Zuwachs war. Ein sehr unzuverlässiges Element waren die 2000 Polen, die sich namentlich unter dem Thieleschen Infanterieregiment und der Kavallerie befanden und im Verlaufe der Belagerung sogar gefährlich wurden.

Noch ließ der Feind auf sich warten, ja vielleicht erschienen vorher die Russen und es kam gar nicht zur Belagerung, das war die Hoffnung der Breslauer. Vorläufig traf man die nötigsten Verteidigungsmaßregeln. Die um die Festung sich ziehenden Alleen und die Bäume auf den Wällen und Bastionen wurden niedergelegt, die mit Gesträuch dicht bewachsenen Glacis vor den Außenwerken rasiert und alle unmittelbar daranstoßenden Gartenmauern, Zäune und andere Gegenstände, welche den Angreifern als Schußwehr dienen konnten, niedergeworfen. Einen Teil des Hauptwalls, die Erdwälle, die Toreingänge und andere größere und kleinere Befestigungswerke versah man mit Palisaden aus starkem Eichenholz. Es waren davon noch massige Vorräte aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges vorhanden, und tausende von Landeuten mußten bei dieser Arbeit helfen, da die Garnison nicht ausreichte. Die Zugbrücken erhielten Schußwehren, die Festungsgräben wurden bis zu 10 Fuß Tiefe unter Wasser gesetzt, die Wälle und Schanzen mit Geschützen armiert. An Geschossen aller Art und an Pulver war genug vorhanden, um eine längere Belagerung auszuhalten. Nicht weniger als 5000 Zentner Pulver lagerten in den fünf Pulvermagazinen, von denen sich zwei in der Nähe der Rosenthaler

Brücke, die andern drei auf dem sogenannten „Elbing“ befanden, wie der Distrikt hieß, der, aus Äckern, Gebüschen, Gärten und Wiesen mit einzelnen dazwischengestreueten Häusern bestehend, sich von der heutigen Universitätsbrücke bis zur alten Oder hinzog. Diese gesamten Vorräte wurden in das Taschenbastion gebracht, das einzige große Pulvermagazin der Stadt.

Die Okkupation Schlesiens hatte Napoleon seinem jüngsten Bruder Jérôme, dem spätern König von Westfalen, übertragen, dessen Korps aus Bayern und Württembergern bestand. Noch war er nicht in Schlesien eingerückt, als auf das in Breslau verbreitete Gerücht hin, der Feind sei bei Züllichau gesehen worden, schon am Abend des 28. Oktober alle Tore geschlossen wurden. Auf dem Turm der Elisabethkirche, dem Rathhausturm und dem inzwischen längst verschwundenen Guten Graupenturm an der Ohlau wurden Beobachtungsposten errichtet, um die Umgebung möglichst weit überblicken zu können. Die Nachrichten über die Annäherung des Feindes mehrten sich mit der Zunahme der ankommenden Flüchtlinge, die sich und ihre Habe vor der Roheit und Beutegier des Feindes retten wollten. Wer in Breslau etwas zu verlieren hatte, seien es Kostbarkeiten oder Geld, brachte es in Sicherheit, indem er es im Keller barg, dort vergrub oder gar vermauerte.

Um die verhältnismäßig schwache Garnison zu entlasten, rief der Magistrat neben dem bereits bestehenden Bürgerschützenkorps eine Bürgerwehr ins Leben, die den inneren Sicherheitsdienst übernehmen sollte und sich auf den bestimmten Sammelplätzen einzufinden hatte. Sie durfte jedoch nur Seitengewehre tragen und weiße Kon-

stablerstäbe führen, denn der Gouverneur von Thiele hegte die Besorgnis, daß ihm der Patriotismus der Breslauer Bürger über den Kopf wachsen könne, und hatte deshalb alle Schießgewehre, die sich im Besitz von Zivilpersonen befanden, einfordern lassen. Seit dem 8. November wurden die Festungstore für Passanten täglich alle Stunden nur einmal geöffnet. Wer zu Fuß, zu Pferde oder zu Wagen hinaus- oder hereinwollte, mußte warten, bis die Stunde schlug. Das gab dann natürlich ein grauses Durcheinander und Gedränge, welches noch durch die große Menge der Holzfuhren, die Vorräte in die Stadt brachten, bedeutend vermehrt wurde. Besonders war die Ohlauerstraße mit den einmündenden Nebengassen fortwährend mit Fuhrwerken vollgestopft. Nicht selten kam es vor, daß Passanten zu Wagen den Versuch, in die Stadt zu gelangen, mehrere Tage lang wiederholen mußten, ehe er gelang.

Um zu erfahren, wie weit der Feind vorgerückt sei, wurden gewandte Leute unter allerlei Verkleidungen als Kundschafter ausgesandt. Täglich rekognoszierten Kavalleriepatrouillen bis Lissa, Leuthen, Kostenblut, Canth, Kniechwiß, Lohe, Großbohrau, Auras und Hünern. An den Toren war je eine Kompagnie Infanterie als Pikett postiert, von wo Vorposten bis weit hinter die Vorstädte aufgestellt wurden, um einer unbemerkten Annäherung des Feindes vorzubeugen. Die Besatzungstruppen waren größtenteils in den Bürgerhäusern einquartiert gewesen. Jetzt wurden sie in die nahe an den Festungswerken befindlichen Kasematten und in die Kasernen gelegt.

II.

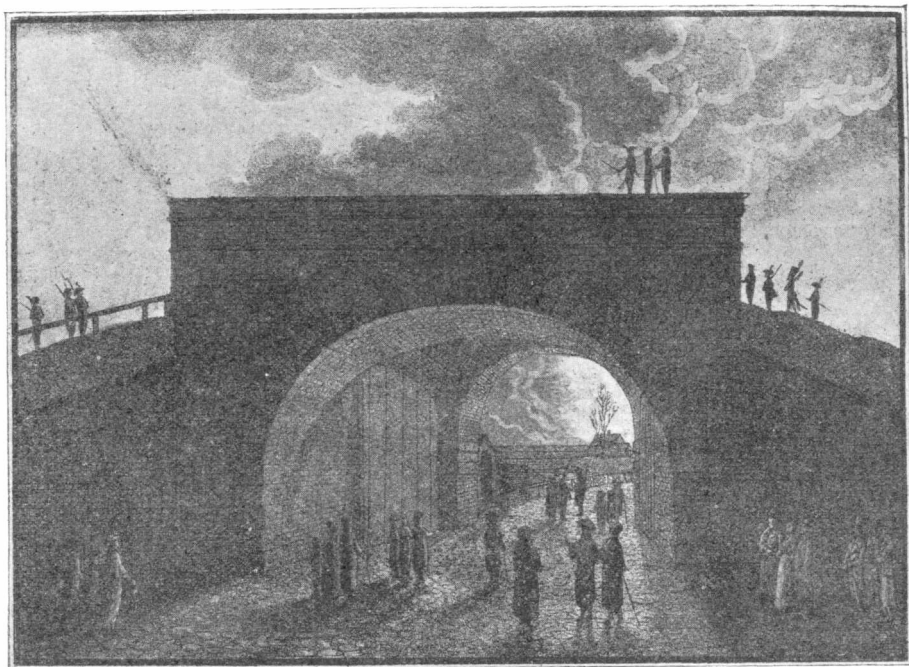
Der Feind erscheint vor Breslau.

Am 16. November, einem Sonntage, schwiegen von der neunten Vormittagsstunde an alle Glocken der Stadt. Man wußte, daß dies ein Zeichen herannahender Gefahr sei, und auf allen Gesichtern drückte sich ängstliche Besorgnis aus. In der That war der Feind am vorangegangenen Tage schon bis Neumarkt vorgerückt; auf beiden Oderufeln befand sich bayerische und württembergische Kavallerie mit einer leichten Batterie im Anmarsch. Wie es hieß, waren die von Breslau ausgesandten Kavalleriepatrouillen auf dem rechten Oderufer zurückgeworfen und bis in die Nähe von Mafselwiß und Pilsniß verfolgt worden. Die Glocken ertönten zwar wieder, aber gegen fünf Uhr nachmittags rasselte der Generalmarsch durch die Straßen, da die Einbringung eines durch eine Kavalleriepatrouille gefangenen bayerischen Cheveauxlegers die zuletzt eingetroffene Nachricht bestätigte. Die Bürgerwehr mußte die militärischen Wachtposten ablösen; brennende Lichter an den Fenstern der Häuser überstrahlten die sonst so dürftig beleuchteten Straßen mit ungewöhnlicher Helle, wie dies Vorschrift war, wenn Generalmarsch geschlagen wurde. Eine neue Nachricht folgte der andern. Man wollte wissen, daß der französische Befehlshaber bereits in Lissa eingetroffen sei und die Bayern in den benachbarten Dörfern Nachtquartiere bezogen hätten. Keine Zivilperson konnte mehr eines der Tore passieren, die vollständig geschlossen wurden. Leute, die auf den Straßen stehen blieben, um sich die

Neuigkeiten mitzuteilen, wurden von Kavalleriepatrouillen aufgefordert, sich nach Hause zu begeben. Es wurden alle militärischen Vorsichtsmaßregeln getroffen, welche durch die Nähe des Feindes geboten waren. Die Nacht bis zum Montag verlief zwar ruhig, aber am Morgen sah man von den höher gelegenen Beobachtungspunkten aus bayerische Truppen im Westen und Süden, wo sie die nach Breslau führenden Straßen besetzt und den Zugang zur Festung abgeschnitten hatten. Die Hauptmasse stand weiter zurück und hielt sich an die Dörfer, die geplündert wurden, denn man konnte deutlich genug erkennen, wie die unglücklichen Bewohner die Hände rangen.

Gegen Mittag erschien am Festungsglaciis vor dem Odertore ein feindlicher Offizier mit einem Trompeter und zwei Chasseurs. Eine weiße Fahne bezeichnete ihn als Parlamentär. Im Namen des bayerischen Befehlshabers General Montbrun forderte er die Festung zur Übergabe auf, was natürlich gebührend abgewiesen wurde.

Am nächsten Tage, 18. November, drangen die Bayern über Lilienthal und Rosenthal bis an die Odervorstadt und schoben sogar Piketts bis an die Elftausendjungfrauenkirche vor. Der Aufenthalt in so gefährlicher Nähe der Festungswerke wurde ihnen aber durch einige Kartätschladungen bald verleidet, auch legte man vier Häuser vor dem Odertor, die ihnen als Deckung gedient hatten, durch Brandkugeln in Trümmer und Asche. Es waren die sogenannten Wutkeschen Häuser, die ersten Opfer notgedrungener Verteidigungsmaßregeln, denen bald noch viele andere folgen sollten. Während der



Brand der Wutkischen Häuser in der Odervorstadt.

Nacht warf der Feind vor dem Nikolaitor ein Schanzwerk für seine Feldartillerie auf. Da man von den Wällen aus Leuchtkugeln aufsteigen ließ, so wurden die Arbeiten bemerkt, man konnte sie jedoch nicht hindern. Am Morgen war die Batterie fertig und bewarf die Stadt mit Granaten und Sprenggeschossen, die jedoch keinen wesentlichen Schaden anrichteten. Ein feindlicher Versuch, auf herbeigeschafften Kähnen nach dem Bürgerwerder überzusetzen, wurde durch Kartätschschüsse kräftig zurückgewiesen. Wieder stellte sich ein Parlamentär ein, um unter günstigen Bedingungen zur Übergabe aufzufordern; wie sein Vorgänger mußte er unverrichteter Sache abziehen. In der folgenden Nacht wurde beim Scheine geworfener Leuchtkugeln eine auffallende Bewegung unter den Bayern beobachtet; auch bemerkte man eine langgestreckte Kolonne, die von Gräbchen her nach der Oder zog. Zwei mit Morgengrauen ausgesandte Kundschafter kehrten mit der Nachricht zurück, daß der Feind seine vor dem Nikolaitore errichtete Batterie zerstört habe und bis hinter Pöpelwitz, Kosel und Pilsnitz zurückgegangen sei. Ausgesandte Kavalleriepatrouillen meldeten den gänzlichen Abzug des Feindes, nachdem er sich von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, Breslau durch einen Handstreich zu nehmen. Daß er mit verstärkter Macht und mit allem erforderlichen Belagerungsmaterial wiederkommen werde, stand außer Zweifel.

Mit um so größerer Besorgnis sahen die Breslauer der nächsten Zukunft entgegen. Wer nicht schon zum Schutze von Leib und Leben Sicherheitsmaßregeln getroffen hatte, holte sie jetzt nach. Feuerfeste und bombensichere Räume wurden zum Bewohnen eingerichtet; Ge-

fäße aller Art wurden auf die Dachböden gebracht, um bei ausbrechenden Bränden gleich zum Löschen bereit zu stehen; alle Kellereingänge, die auf die Straßen und Höfe mündeten, wurden durch Strohmist verschlossen; um einfallende Bomben oder brennende Geschosse unschädlich zu machen, wurden Vorräte von Sand und Dünger aufgehäuft, womit man die Geschosse bewerfen konnte, ehe sie zersprangen oder zündeten. Nach Möglichkeit versah man sich auch mit Heizungsmaterial und Lebensmitteln. Was die Verproviantierung betraf, so war diese sehr lässig betrieben worden. Zwar war die Aufforderung hierzu von der Behörde rechtzeitig ergangen, doch deckten die herbeigeschafften Vorräte nur den Bedarf auf fünf bis sechs Wochen, und jetzt, wo durch den Abzug des Feindes die Verbindung mit den Landkreisen wieder offen war, versäumte man, die Lebensmittelvorräte in hinreichendem Maße zu ergänzen, so daß bei einer längeren Belagerung der empfindlichste Mangel eingetreten wäre.

Die Bewohner der Vorstädte sahen sich durch eine Bekanntmachung des Festungsgouvernements in große Bestürzung versetzt. Es wurde ihnen eröffnet, daß die Vorstädte im Falle einer regelrechten Belagerung in Brand geschossen werden müßten, je nachdem sich der Feind darin einnistete. Die hierdurch bedrohten Bewohner rafften von ihren Habseligkeiten zusammen, was irgend fortgeschafft werden konnte, und suchten Unterkunft in der Stadt. Aber dieser Auswanderung war eine bestimmte Grenze gesteckt: nur diejenigen sollten eingelassen werden, deren Unterkunft gesichert war und die über hinreichende Mittel zu ihrer Ernährung verfügten. Viele harrten in Schmutz und Unwetter ver-

gebens vor den Thoren, eingelassen zu werden, und mußten sich nach einem anderen Zufluchtsorte umsehen; andere waren so glücklich, in der Stadt bei guten Bekannten Aufnahme zu finden, die sich für sie verbürgten. Durch diesen Zugang stieg mit Einschluß der Besatzung, die auf 6000 Mann angewachsen war, die Bevölkerungsziffer Breslaus auf achtzigtausend.

Für die tatsächliche Verteidigung der Festung, wozu mindestens 10000 Mann erforderlich gewesen wären, konnte man nur auf 5000 Mann zählen, da von den Invaliden nur ein Teil zum Walldienst brauchbar war, 400 Mann zu den Arbeiten in dem Laboratorium verwendet werden mußten und durchschnittlich 500 Mann in den Lazaretten lagen.

Der Provinzialminister Graf Horn, der viel guten Willen hatte, aber um so weniger Tatkraft besaß, wurde in schonender Weise kalt gestellt. Zwei patriotisch gesinnte Brüder, die beiden Freiherrn von Lüttwitz, waren am 20. November in das königliche Hauptquartier in Osterode gekommen und hatten dem Könige eine Denkschrift über die bedenkliche Lage Schlesiens überreicht. Die Unfähigkeit der oberen Zivilbehörden, zur Rettung der Provinz energisch einzuschreiten, war darin dargelegt. Infolgedessen ernannte der König in der Person des Oberst Prinz Anhalt von Pleß einen militärischen Generalgouverneur über ganz Schlesien, und als Beistand und Stellvertreter ordnete er ihm seinen Flügeladjutanten, Major Graf von Götzen, zu. Beide wurden mit den ausgedehntesten Vollmachten versehen. Graf von Götzen bereiste die Provinz und kam in den ersten Dezembertagen auch nach Breslau, wo er, da der Gouverneur von Thiele

sich mißtrauisch über die Gesinnung der Bevölkerung äußerte, die Ältesten der Bürgerschaft aufs Rathaus berief, um sie zur Pflichterfüllung und Treue zu ermahnen. Nahezu einstimmig, und viele mit Tränen in den Augen, schwuren sie, mit Gut und Blut für König und Vaterland einzustehen zu wollen, und der Graf nahm den besten Eindruck von den verkannten Breslauern mit sich.

Das Korps des Prinzen Jérôme war etwa 23000 Mann stark und bestand aus zwei bayerischen Divisionen unter den Generalen Deroß und Wrede, und einer württembergischen Division unter General Seckendorf. Die erste Operation in Schlesien richtete sich gegen die Festung Glogau, die am 7. November eingeschlossen worden war. Nachdem Jérôme am 25. November mit dem größten Teil der Bayern von Napoleon nach Kalisch abberufen worden war, blieb nur die württembergische Division vor Glogau zurück. Den Oberbefehl über die schlesischen Okkupationstruppen führte in Jérômes Abwesenheit Vandamme. Dieser setzte die Blockade Glogaus fort. Nachdem er sein Belagerungsmaterial herangeschafft hatte, begann er die Festung zu bombardieren, bis sie am 3. Dezember kapitulierte. Dadurch fielen ihm so große Munitionsvorräte und eine so bedeutende Menge schweren Geschüßes in die Hände, daß nun ernstlich gegen Breslau vorgegangen werden konnte. Schon am 4. Dezember setzte sich General Montbrun mit der württembergischen Kavallerie in Bewegung, Vandamme folgte mit der Infanterie auf dem linken Oderufer. Am andern Tage brach auch Jérôme wieder von Kalisch auf, um mit der Division Wrede und der Kavallerie des Generals Lefebvre in Eilmärschen nach Breslau zu rücken, während

die Division Deron und die Kavalleriebrigade Mezanelli noch bei Kalisch verblieben.

Zum zweiten Male erschien nun — es war am Nachmittag des 6. Dezember — der Feind vor Breslau. Mit seiner Kavallerie trieb er die Reiterpatrouillen auf dem linken Oderufer durch die Nikolaivorstadt zurück. Die Vorposten am anderen Ufer behielten noch die Brücke bei Prottsch und Hundsfeld im Besiz. Von den Werken wurde auf die Plänkler geseuert, die sich an den zunächst gelegenen Häusern der Vorstädte zeigten.

Um bei Ausfällen und bei Rekognoszierungen in der nächsten Umgebung der Festung auch mit Geschützen operieren zu können, war von einem sehr tüchtigen Artillerieoffizier, dem Leutnant von Siebig, eine halbe reitende Batterie gebildet worden, aus drei 6pfündigen Kanonen und einer 7pfündigen Haubiße bestehend. Der tatkräftige junge Offizier hatte sie sozusagen aus allen Winkeln herbeigeschaft: die Bedienungsmannschaft war teils aus nach Breslau geflüchteten reitenden Artilleristen, teils aus Freiwilligen der Fußartillerie zusammengesetzt, Reit- und Bespannungspferde waren ebenfalls verschiedenen Fußbatterien entnommen. Mit zwei Geschützen dieser neuen Batterie nebst einiger Infanterie und 30 Mann Kavallerie rückte Leutnant von Siebig am 7. Dezember auf das rechte Oderufer und zerstörte alle über die alte Oder führende Brücken und ein mit Kasematten versehenes Befestigungswerk, dessen Verteidigung aufgegeben worden war. Bei dieser Gelegenheit wurde der französische Hauptmann Debruiß gefangen. Er kam aus dem Hauptquartier Vandammes in Deutsch-Lissa und befand sich auf dem Wege zu Jérôme, um ihm die Nach-

richt von der Einnahme Glogaus zu überbringen. Die Depesche, die der Gefangene bei sich trug, zerriß er zwar rasch in Fetzen, doch flickte man sie auf der Kommandantur wieder zusammen und entnahm daraus, daß der Feind die Absicht habe, zur Verbindung der beiden Oderufer zwischen Kosel und Oswitz eine Schiffsbrücke zu schlagen.

Eine Rekognoszierung der Festungswerke, die Vandamme mit Artillerie- und Ingenieuroffizieren vornahm, hatte eine Aufstellung an der oberen Oder als nicht ratsam erscheinen lassen; dort konnte man leicht von den Besatzungstruppen der nächstgelegenen Festungen beunruhigt werden, und dazu war die Belagerungsarmee nicht stark genug. Man beschränkte sich vorläufig auf die untere Oder und wählte das Terrain zu beiden Seiten der Nikolaivorstadt zum Angriffspunkte.

Von den Beobachtungsstationen der Stadt aus war diese Rekognoszierung sehr wohl bemerkt worden; doch konnte man durch Geschosse nichts dagegen ausrichten.

III.

Die Schrecken der Belagerung beginnen.

Das den Vorstädten drohende Schicksal begann sich bereits zu erfüllen. Der Feind wagte sich bis in die Nikolai- und Schweidnitzer Vorstadt, besetzte dort mehrere Häuser und feuerte aus weittragenden Büchsen auf die Belagerten, von denen acht verwundet wurden. Die betreffenden Häuser wurden daher abends mit brennenden Pechkränzen beschossen, und der dadurch entstandene

Brand ergriff auch noch andere Gebäude. Als in der nächsten Nacht der Feind an seinen Angriffswerken zu arbeiten begann und durch Feuer von den Wällen aus darin gestört wurde, entspann sich von beiden Seiten eine heftige Kanonade, die auch noch den ganzen nächsten Tag andauerte.

Die Arbeiten des Feindes nahmen ihren Fortgang. Vom linken Oderufer aus bis über die Nikolaivorstadt hinaus hob er Laufgräben aus, links und rechts der Vorstadt wurde je eine Parallele und eine Batterie für Wurfgeschosse errichtet. Zu diesen Arbeiten wurden viele Bewohner der umliegenden Dörfer gewaltsam herbeigezogen; um diese zu schonen, mußte die Festung sich eines kräftigen Feuerns enthalten, wodurch den Belagerern der Vorteil erwuchs, an ihren Angriffswerken auch bei Tage weiterbauen zu können.

Immer wieder setzten sich feindliche Schützen in den Häusern der Nikolai- und der Odervorstadt fest und schossen auf die Bedienungsmannschaften der auf den Wällen aufgepflanzten Geschütze. So mußten denn die Pechkränze aufs neue ihre traurige Schuldigkeit tun und die dem Glacis zunächst stehenden Gebäude, von denen die Gefahr herkam, in Brand stecken. Davon wurden Häuser auf der Pfüllerinsel, des Schweidnitzer Tores, des Elbings, der Siebenhuben und des Hinterdoms betroffen, wo sich heute der nach Scheitnig zu gelegene Stadtteil erhebt. Es geschah in der Nacht, und das die Festung umwogende Feuermeer bot ein Schauspiel von schauerlicher Schönheit dar. Während des folgenden Tages dehnte sich der Brand noch weiter aus, und die Nikolai-vorstadt wurde zum größten Teil ein Raub der Flammen.

Wenn dadurch der Feind nicht ganz verhindert werden konnte, sich in den Vorstädten festzusetzen, so wurde es ihm doch bedeutend erschwert, und die Verteidiger auf den Festungswerken gewannen eine freiere Aussicht.

Trotz der ernstesten Lage gab es in Breslau eine große Menge Neugieriger, die mit eigenen Augen sehen wollten, was außerhalb der Festung vorging. Als das Gouvernement allen Zivilpersonen das Betreten der Wälle untersagte und die Widersetzlichen sogar mit Einziehung zum Militärdienst bedrohte, richtete ein spekulativer Bürger den Dachboden seines hohen Hauses zu einer Warte ein und stellte dort einen großen Tubus auf, durch den man eine weite Fernsicht hatte und den Feind beobachten konnte. Trotzdem der Hausbesitzer sich den Zutritt bezahlen ließ, war der Andrang sehr groß, und selbst Offiziere machten zuweilen davon Gebrauch, unter diesen sogar der Kommandant von Krafft, weil der Aufstieg für den alten Herrn weniger beschwerlich war als die Besteigung der Türme, zu denen enge, steile Treppen emporführten. Von diesen Beobachtungsposten aus lief am 9. Dezember die Meldung ein, daß der Feind die begonnenen Parallelen und Batterien vollendet und in der Verlängerung der Straße in der Nikolaivorstadt eine dritte Batterie angelegt habe. Wie man ferner beobachtet hatte, waren auf dem rechten Oderufer beim Elbing und hinter der Mönchswiese Geschützaufstellungen errichtet worden. Auf diese Angriffswerke wurde von den Wällen aus ein unausgesetztes Artillerief Feuer unterhalten, und gegen Abend wurde noch ein weiterer Teil der Vorstadt Hinterdom in Brand geschossen, da von den feindlichen Schützen, die sich dort festgesetzt hatten, den

Verteidigern auf den niedrigen Dommällen vielfach Schaden zugefügt wurde.

An demselben Tage war Jérôme mit der bayerischen Division und der Kavalleriebrigade Lefebvre aus der Gegend von Kalisch eingetroffen und nahm sein Hauptquartier in Lissa. Zwei Bataillone blieben mit der Kavallerie und einigen Geschützen auf dem rechten Oderufer, alle übrigen Truppen überschritten bei Kosel den Strom.

Mit dem 10. Dezember nahmen die eigentlichen Schrecken der Belagerung ihren Anfang. Von morgens 7 Uhr an warf der Feind Bomben und Granaten in die Stadt. Entsetzt flüchteten die Einwohner in die Keller und Gewölbe und verbarrikadierten die Fenster und die weniger benutzten Türen mit Pferdedünger, Papierstößen, Wollsäcken und andern in aller Eile herbeigeschafften Dingen, die als Schutzmittel dienen konnten. Die Geschosse richteten an den Häusern erheblichen Schaden an, zündeten aber nicht. Die feindlichen Schützen deckten sich hinter den Ruinen der niedergebrannten Vorstadtteile und schossen auf die Besatzung der Festungswerke, so daß es dort viele Verwundete gab. Nachdem das Bombardement gegen 11 Uhr aufgehört hatte, erschien als Parlamentär der ehemalige preussische Offizier Hauptmann Desterno, der jetzt Adjutant des Prinzen Jérôme war. In dem Schreiben, das er dem Gouverneur überreichte, wurde die Einnahme von Magdeburg, Stettin und Küstrin, der Einzug der Franzosen in Warschau und die Flucht des Königs bis hinter Memel mitgeteilt. Mündlich fügte der Offizier noch hinzu, daß die Franzosen bei Thorn die Weichsel überschritten hätten, aber nirgends auf Russen

gestoßen seien, auf einen Entsatz also auch von dieser Seite nicht zu hoffen sei. Auf einen Frieden sei keine Aussicht vorhanden, so lange Rußland nicht gedemüthigt und sein Bündnis mit Preußen gesprengt sei, wie Napoleon selbst erklärt habe.

Der Gouverneur ließ sich durch diese Nachrichten, so betrübend sie waren, nicht schrecken und wies die Aufforderung zur Übergabe aufs entschiedenste zurück. Er hatte auch während der Unterhandlung das Feuer nicht einstellen lassen.

Mit kurzen Unterbrechungen fuhr der Feind fort, die Stadt zu bombardieren; er hoffte um so schneller zum Ziele zu kommen, je mehr sich der Schrecken der Bevölkerung steigerte. Es fielen Geschosse von 140 Pfund Schwere, und an einem einzigen Tage wurden zwölf Zivilpersonen, zum theil tödlich, verwundet, obwohl die Beschießung nur vom linken Oderufer erfolgte. Dort war die Parallele näher gegen die Oder hin verlängert worden. Eine neue Parallele entstand jenseits des Flusses nahe der Odervorstadt, 400 Schritt von dem zunächst gelegenen Festungsteile, dem Oderkronwerke, entfernt. Von den in den Vorstädten noch stehen gebliebenen Gebäuden mußten wieder viele angezündet werden, obgleich auch die Ruinen den Belagerern Deckung boten. Die Ohlauer Vorstadt wurde bis an die Mauritiuskirche fast gänzlich eingeäschert. Die um sich greifenden Brände erfüllten den Dunstkreis mit feuerdurchglühten Rauchmassen und verbreiteten des Nachts in den Straßen der Stadt eine solche Helle, daß man dabei lesen konnte.

Um die feindlichen Angriffsarbeiten in der Odervorstadt zu stören, wurden Granaten dorthin geworfen,

infolgedessen ging die aus Fachwerk erbaute Elftausendjungfrauenkirche vollständig in Flammen auf.

Die bedauernswerten Bewohner der Vorstädte, die keine Aufnahme in der Stadt hatten finden können, verließen ihre zerstörten Heimstätten, und nicht wenige von ihnen suchten gegen die Unbill der kalten und nassen Witterung Zuflucht in Höhlen, die sie sich selbst in die Erde gruben. In einem französischen Werke über die Belagerung Breslaus heißt es: „Viele unglückliche Bewohner der Vorstädte kamen in den Flammen um, und die Preußen waren so barbarisch, sie zu hindern, sich in die Stadt zu retten.“ Es wird dann weiter gesagt, daß Prinz Jérôme sich aus Erbarmen ihrer angenommen habe. Die Aussagen der Flüchtlinge, die an den Toren Einlaß begehrten, lauteten jedoch ganz anders. Sie erzählten den Torwachen von einem unbeschreiblichen Elend, das die Bayern und Württemberger in den Vorstädten und nahen Ortschaften anrichteten: die Soldaten ließen dem Säugling nicht die Windeln, keinem Menschen die Stiefeln, Halstücher, Geld und sonstiges Eigentum. Es sei ein herzerreißender Zustand. Nach wie vor preßte der Feind Landleute, die ihm bei der Erweiterung seiner Angriffsbauten Hilfe leisten mußten, und verwendete sie an den am meisten gefährdeten Punkten.

Die Verteidiger auf den Wällen und in den andern Festungswerken unterhielten ein andauerndes Feuer und hatten einen sehr schweren Dienst. Dabei litten sie nachts von der Kälte, da keine Wachtfeuer angezündet werden durften, die sonst den feindlichen Geschossen sichere Zielpunkte dargeboten hätten. Bei der unzureichenden Zahl der Besatzungstruppen, die zu der weiten Ausdehnung

der Festung in keinem Verhältnis stand, mußten die Leute einen Tag um den andern volle 24 Stunden im Dienst sein. Und selbst in ihrer Ruhezeit wurden sie verkürzt, denn wenn Brände ausbrachen oder Generalmarsch geschlagen wurde, mußten sie auf die Alarmplätze eilen. Die wackere Bürgerschaft tat das möglichste, um den Soldaten ihr Los zu erleichtern und ließ Kollekten zirkulieren, um Geldmittel zusammen zu bringen. Dadurch ward es möglich, jedem Manne der Besatzung eine tägliche Löhnungszulage von $2\frac{1}{2}$ Groschen zu gewähren, wofür in den Speisewirtschaften und auch bei Privatleuten ein reichliches Mittagessen zu haben war. Außerdem schickten die Bürger jeden Tag Bier, Branntwein, Tabak, gekochtes Fleisch, Brot und Wurst auf die Wälle und in die Wachen. Zu einer nicht zu verschmähenden Zuspeise verhalf einst der Feind selbst einer Truppenabteilung, die gerade zur Ablösung in der Nähe der großen Ratswage auf dem Paradeplatz aufgestellt war. In die dort zahlreich lagernden, mit Heringen gefüllten Fässer schlug nämlich eine Bombe, die beim Zerplatzen eine Menge der Fässer zertrümmerte und den Inhalt über den ganzen Platz zerstreute, so daß jeder der Mannschaften sich mit so viel Heringen zu versorgen vermochte, als er fortbringen konnte.

IV.

Das Bombardement.

Der 15. Dezember begann schon in aller Frühe mit einer heftigen Beschießung der Festung und der Stadt, die fast in allen Teilen mit Bomben, Granaten und andern Geschossen überschüttet wurde. Nicht weniger als 43 Geschütze richteten ihre feuerspeienden Mündungen gegen die Belagerten, viele Gebäude erlitten schwere Beschädigungen und 27 bürgerliche Personen wurden teils verwundet, teils getötet.

Gegen 12 Uhr mittags verstummte die verderbliche Kanonade und eine Stunde später erschienen vor dem Nikolaitore zwei höhere französische Offiziere und begehrt, zum Gouverneur geführt zu werden. Es war der Brigadegeneral Lefebvre mit seinem Adjutanten. Der hiervon benachrichtigte Gouverneur ließ die beiden Offiziere in seinem geschlossenen vierspännigen Wagen abholen. Er hatte anfangs im königlichen Palais gewohnt, da dieses aber den feindlichen Geschossen ausgesetzt war, so hatte er das Hasfeldsche Palais in der Albrechtsstraße bezogen und dort die früheren Wohnräume des Grafen von Horn in Besitz genommen. Der Gouverneur empfing den Parlamentär in Gegenwart der Generale von Krafft und von Lindener und mehrerer Stabsoffiziere. Lefebvre sagte dem Gouverneur einige schmeichelhafte Komplimente, worin ja die Franzosen Meister sind, indem er sich über die bewunderungswürdige Verteidigung der Festung erging, schilderte aber auch die hoffnungslose Lage Preußens und drohete, daß Breslau in einen Aschenhaufen

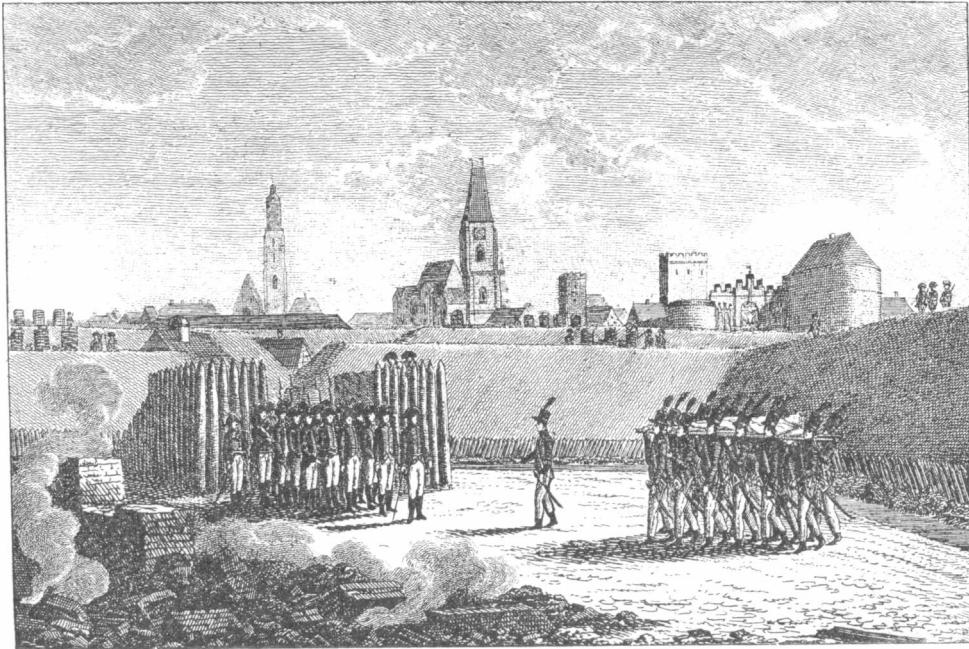
verwandelt werden würde, wenn die Kapitulation, die jetzt noch unter ehrenvollen Bedingungen möglich sei, nicht angenommen werde. Gouverneur von Thiele antwortete ablehnend, er werde diese Hauptfestung Schlesiens halten, so lange er Mittel zu ihrer Verteidigung besitze oder bis von seinem Könige der Befehl zur Übergabe einträfe. Lefebvre war hierüber etwas gereizt und kehrte mit seinem Adjutanten ins Lager zurück.

In der folgenden Nacht verbreitete sich plötzlich eine ungeheure Feuerglut über den südlichen Teil des Himmels, die eine förmliche Erwärmung der Luft bewirkte. Der Feind hatte die vor dem Ohlauertore lagernden Brennholzvorräte angezündet und 24000 Klastern gingen in Rauch und Flammen auf.

Am andern Morgen bemerkte man vom Elisabeturme aus bei Pöpelwitz auf der Oder eine Anzahl Schiffe mit ausgespannten Segeln. Sie kamen von Glogau und brachten eine neue Zufuhr von dem erbeuteten Kriegsmaterial, was sich an ihrer Ladung leicht erkennen ließ, denn man bemerkte darunter Mörser, Fäschinen, Schanzkörbe, Leitern, Pontons usw. Daraus wäre zu schließen gewesen, daß die Belagerung noch energischer als bisher betrieben werden sollte; aber ganz im Gegensatz hierzu machte man von den Beobachtungspunkten aus die Wahrnehmung, daß der Feind seine Geschütze aus den Laufgräben zurückzog; die Nikolaivorstadt schien gänzlich von ihm verlassen, im Lager war eine lebhaftere Bewegung zu bemerken, die Geschütze schwiegen. Alle diese Merkmale deuteten auf eine Aufhebung der Belagerung, und der Gouverneur befahl deshalb einen Ausfall durch das Nikolaitor, um die feindlichen Belagerungswerke zu zerstören.

Unter der Führung zweier Leutnants rückten demgemäß 60 Schützen und 80 Reiter aus; ihnen waren 300 Arbeiter beigegeben, um die Laufgräben zuzuschütten. In der Voraussetzung, auf keinen Feind mehr zu stoßen, drang die kleine Truppe in der Vorstadt etwas unvorsichtig vor und wurde aus den Ruinen der niedergebrannten Häuser mit einem so lebhaften Feuer empfangen, daß sie mit Verlust eines Offiziers, des Leutnants Lehsten, und 17 Toten und Vermißten sich zurückziehen mußte, wenn auch die Reiter 10 Württemberger als Gefangene mitnahmen. Die Leiche des gefallenen Offiziers wurde auf Verlangen des Gouverneurs vom Feinde ausgeliefert.

Unter der zu diesem mißglückten Unternehmen verwendeten Infanterie befanden sich Polen, die sich als sehr unzuverlässig erwiesen. Sie hatten sich schon mehrfach Desertionen und Insubordinationen zu schulden kommen lassen und standen sogar im Verdachte des Verrats, so daß das Lösungswort oft schnell abgeändert werden mußte. Auch fiel es auf, daß der Feind gerade um die Zeit der Ablösung die Sammelplätze häufig mit Sprenggeschossen bewarf, was sich nur dadurch erklären ließ, daß ihm Ort und Stunde durch Verräter bezeichnet worden waren. Aber nicht allein unter den 2000 Polen, die zu der Besatzung gehörten, sondern auch unter den angeworbenen Ausländern und den zum Dienst herangezogenen Flüchtlingen gab es zweifelhafte Elemente. Am Tage des Ausfalls verlangte die Besatzung des Bürgerwerders, daß der ihr von der Kaufmannschaft gespendete Wein und Brantwein auf einmal hergegeben werden sollte. Da die Offiziere dies wegen des voraus-



Auslieferung der Leiche des Leutnants Lehstens.

zufehenden Mißbrauchs verweigerten, kam es zu Tätlichkeiten. Ein Kavalleriekommando mußte herbeigerufen und die Mannschaft abgelöst werden. Die beiden Rädelsführer wurden standrechtlich erschossen.

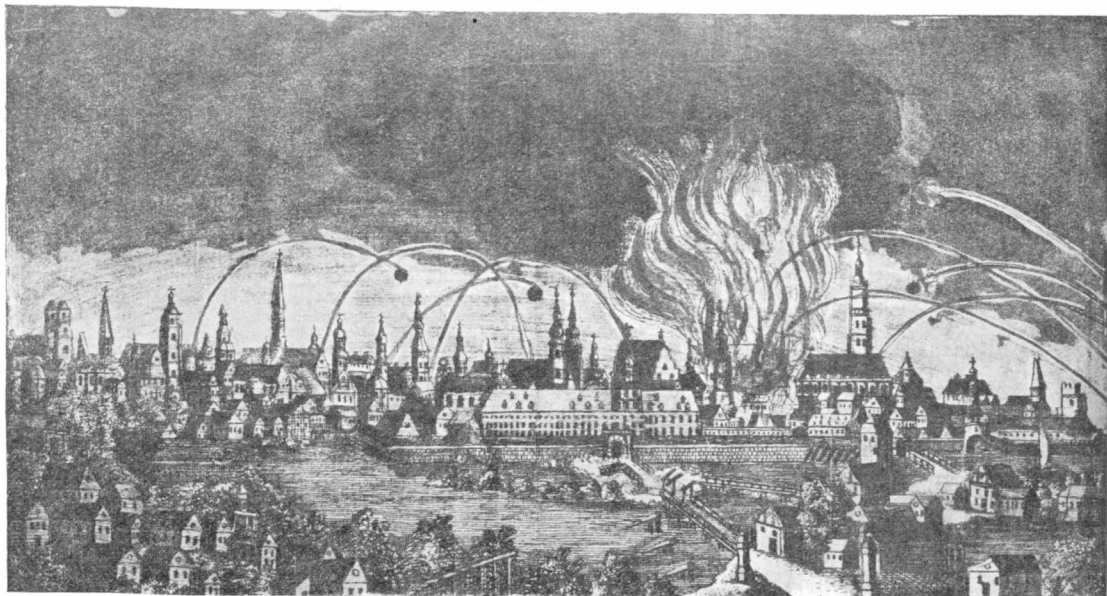
Abends begann das Bombardement von neuem und währte die ganze Nacht hindurch. Mehrere dadurch hervorgerufene Feuersbrünste wurden bald gelöscht. Auch am folgenden Tage, dem 17. Dezember, schwieg der Donner der feindlichen Geschütze nur mit kurzen Unterbrechungen. Gegen acht Uhr abends wurde er durch einen furchtbaren Knall noch übertäubt, der den Bewohnern Entsetzen einjagte. Die Detonation hatte ihren Ursprung jedoch nicht im feindlichen Lager, sondern auf dem Walle am Nikolaitore, in der Nähe der Antonien-gasse. Dort war in einen mit Granaten gefüllten Kasten die Hülle einer Leucht-kugel gefallen und hatte die Granaten entzündet, wodurch ein Soldat getötet und mehrere Zivilpersonen verwundet wurden. Die Explosion war so heftig, daß die Häuser in den anliegenden Straßen in ihren Grundvesten erschütterter wurden. In dem Krankenkloster der Elisabethinerinnen zertrümmerte der ungeheure Luftdruck sämtliche Fenster und den oberen Teil eines Altars in der Kirche. Tags darauf ereignete sich etwas ähnliches auf dem Taschenbastion, wo ein Munitionswagen, von einem feindlichen Geschöß getroffen, in die Luft flog. Mehrere Soldaten wurden getötet, andere verwundet. Nachmittags stellte sich wieder ein Parlamentär ein. Es war der Hauptmann Ducaudras, ein Adjutant des Prinzen Jérôme. Wie er dem Gouverneur mitteilte, habe der Kaiser Napoleon eine schnelle Übergabe der Festung erwartet und sei nun über deren langen Wider-

stand sehr aufgebracht. Um den Angriff nunmehr mit aller Energie zu betreiben, habe die nach Kalisch entsandte bayerische Division Deroß Befehl erhalten, wieder umzukehren, und stehe schon bereit, die Belagerungstruppen um 8000 Mann zu verstärken. Die Festung werde dann auf allen Seiten angegriffen werden. Zu Kapitulationsverhandlungen war der französische Hauptmann nicht ermächtigt, seine Anwesenheit hatte einen andern Zweck. Es befanden sich nämlich ungefähr siebenzig preußische Offiziere in der Festung, die in französische Gefangenschaft geraten, aber auf ihr Ehrenwort, in diesem Kriege nicht wieder gegen Frankreich zu kämpfen, entlassen worden waren. Dessen eingedenk, hatten sie während ihres Aufenthalts in der belagerten Stadt keinerlei militärische Dienste getan, waren auch nicht dazu aufgefordert worden, dennoch verlangte Ducaudras im Namen des Prinzen Jérôme, daß sie in dessen Hauptquartier nach Lissa kommen sollten, was auch geschah. Nach Breslau durften sie nicht wieder zurück, doch stand ihnen die Wahl eines Aufenthalts in irgend einer Stadt Niederschlesiens frei.

Der Feind arbeitete rastlos an der Vollendung seiner zweiten Parallele, die durch im Zickzack aufgeworfene Gräben mit der ersten verbunden war und sich bereits über die Dörfer Gabitz und Neudorf ausdehnte und mit ihrem rechten Flügel den Weg nach dem Dorfe Lehmgruben erreicht hatte. Es waren auch neue Batterien errichtet worden, und in diese wurden in der Nacht zum 20. Dezember zwei schwere Mörser und die bisher noch zurückgehaltenen Vierundzwanzig-Pfünder eingeführt. Schon am andern Morgen begann die Stadt diesen Zu-

wachs an schweren Belagerungsgeschützen zu fühlen, als um vier Uhr sich ein Bombardement erhob, wie es bis dahin noch nicht dagewesen war. Es wütete ohne Pause fünf Stunden lang.

Eine kurze Schilderung der Beschießung der Stadt, die vom 10. Dezember bis 3. Januar aus dem Schrecken nicht mehr herauskam, vermag nur einen sehr schwachen Begriff von dem Leiden, dem Unglück und den verheerenden Wirkungen einer solchen Belagerung zu geben. Was Breslau im ganzen Siebenjährigen Kriege ausstanden hatte, wurde während dieser fünfundzwanzig Tage weit übertroffen. Wie Hagel fielen Bomben, Granaten und andere Geschosse, dazwischen auch glühende Kugeln und brennende Pechkränze in die Stadt, mitunter von allen Seiten kommend. In der Nacht sah man oft fünf bis sechs solcher Geschosse hintereinander wie eine Prozession feuriger Drachen durch die Luft ziehen, und in ihrem Widerschein glüheten die Wolken. Von den Zerstörungen, die diese unheilvollen Boten an Gebäuden anrichteten, werden wir noch sprechen; aber es genügte schon der Luftdruck, um unzählige Fensterscheiben zu zersplittern. Niemand war seines Lebens sicher. Während der ersten Zeit der Beschießung wurden innerhalb vier Tagen mehr als fünfzig Personen verwundet oder getötet; meist waren es Handwerker, Arbeiter und Dienstboten, die ihrer Beschäftigung nachgingen, aber auch in den Häusern wußten die Geschosse ihre Opfer zu finden, und in dem Gasthose „zu den drei Pollacken“ trafen die Splitter einer krepierenden Bombe vier Personen auf einmal. Während der letzten Belagerungstage fielen Bomben im Gewicht von 200 Pfund.



Das Bombardement.

Oft dauerte das Dröhnen, Donnern und Krachen ununterbrochen Tag und Nacht, und dazwischen mischte sich das Geschütz- und Gewehrfeuer der Festung, die den Feind unaufhörlich beschoß und selbst in der Finsternis durch geworfene Leuchtkegel seine Stellung ausfindig zu machen wußte. Man glaubte zuweilen, ein fürchterbares Erdbeben wolle die ganze Stadt verschlingen.

Wohl selten verging den Bewohnern eine Nacht in ruhigem Schlummer; selbst wenn das Brüllen der Geschütze aussetzte, beunruhigte sie die Furcht, daß es jeden Augenblick aufs neue anheben könne.

Die Pausen waren nur Henkersfristen; gewöhnlich traten sie ein, wenn der Feind die Richtung seiner Schußlinie wechselte oder demontierte Geschütze zurückziehen und durch andere ersetzen mußte. Kam ein Parlamentär, so schwieg während seiner Anwesenheit das Feuer; man atmete auf und wagte sich endlich einmal wieder in die Straßen, um frische Luft zu schöpfen, wobei man aber auch durch den Anblick der angerichteten Zerstörungen schmerzlich überrascht wurde.

Die in Gebäude einschlagenden Geschosse führten nicht selten Brände herbei, dann hörte man das Feuerrohr der Wächter von den Türmen herab und durch die Gassen heulen. Spritzen und Mannschaften, von den Innungen gestellt, jagten der Gegend zu, wo die Lohe den Himmel rötete. Die herbeieilende Menge legte mit Hand an und half beim Löschen. Dabei setzte jeder sein Leben aufs Spiel, denn gerade dorthin, wo der Feind eine Flammenäule aufsteigen sah, richtete er seine Mordmaschinen, um die Löscharbeiten zu verhindern. Glücklicherweise konnten die meisten Brände schon im Ent-

stehen unterdrückt werden; nicht nur war überall Wasser zur Hand, sondern die fallenden Geschosse wurden noch vor dem Zerplatzen unschädlich gemacht. Die Breslauer gewöhnten sich an die Gefahr und beugten mit ebenso viel Mut als Geistesgegenwart der Wirkung der glühenden Kugeln und der mit Zündstoff gefüllten Bomben mit rasch darüber geworfenen nassen Säcken, Mist oder Sand vor.

Als ob auch die Natur zu den Schrecknissen beisteuern wollte, die der Mensch dem Menschen bereitete, wütheten zuweilen furchtbare Stürme. Eine Nacht war besonders unheimlich: der Sturm schwoh zum Orkan an und tobte bis zum Morgen. Das Sausen und Heulen verschlang sogar das stärkste Geschützfeuer, das nur wie ein dumpfer Ton hindurchklang. Ängstlich lauschte jedes Ohr, ob sich etwa vom Turme das Feuerzeichen vernehmen ließ. Wäre unter diesem Rasen der Elemente ein Brand ausgebrochen, so wäre die ganze Stadt in Asche und Trümmer gelegt worden.

Wie schonungslos der Feind gegen die Stadt verfuhr, ergibt sich schon daraus, daß im Verlaufe der Belagerung gegen 1500 Häuser im Innern der Stadt durch Geschosse mehr oder weniger beschädigt wurden, die zertrümmerten Fenster zählten nach Hunderttausenden. Mit großer Konsequenz wurde auf den Elisabethturm geschossen, in dessen Wächterstube sich das Haupt-Observatorium befand. Es erreichten ihn Kugeln bis über 265 Fuß Höhe, die zentnerschwere Eckstücke abschlugen, durch deren Herabstürzen mehrere der nächstgelegenen Häuser in Trümmer fielen. Auch die Kirche selbst erlitt große Beschädigungen, sogar im Innern, wo eine Kapelle, ein Chor, viele Bänke im

Schiff und fast das ganze schöne Orgelwerk zerstört und eine Menge Fenster zerschmettert wurden. Das Krankenkloster der Elisabethinerinnen, das schon durch die in unmittelbarer Nähe erfolgte Granatexplosion gelitten hatte, wurde durch einschlagende Bomben so oft heimgesucht, daß die Kranken aus einem Raum in den andern flüchten mußten; Dachstuhl, Gewölbe und die Zellen der Nonnen wurden durchschlagen, wie auch das Dach der Kirche. Im Hospital zu Allerheiligen zerstörte eine Bombe mehrere Räume des Amtsgebäudes, eine andere fiel in das Hospital selbst, wo die Kranken sich in andern Unterkunftsorten bergen mußten; dadurch geriet das lange Seitengebäude in Brand. Dort lagen viele Personen, die auf den Straßen verwundet worden waren und in ihrer Hilflosigkeit aus den brennenden Zimmern getragen werden mußten, während noch immer Geschosse in diese einschlugen. Das altehrwürdige Rathaus kam mit einigen Kugeln und einer Anzahl zerborstener Fensterscheiben davon.

Die militärischen Maßregeln, die von den Belagerten selbst gegen die Vorstädte getroffen werden mußten, gestatteten ebenfalls keine Schonung kirchlicher Gebäude. So hatte sich der Feind im Kloster der Barmherzigen Brüder festgesetzt und feuerte von dort aus auf die Besatzung des Ohlauer Tors. Die deshalb unternommenen Versuche, das Kloster in Brand zu schießen, gelangen zwar nicht, dagegen brannte die katholische Nikolaikirche vor dem Nikolaitore nieder, wobei 14 berühmte Gemälde des schlesischen Meisters Willmann zugrunde gingen; auch hatte die Kirche bis dahin obdachlosen Bewohnern der Vorstadt Zuflucht gewährt.

Ein fast friedliches Bild inmitten der Schreckenszeit entwirft ein Augenzeuge der Belagerung, aus dessen mit großer Gewissenhaftigkeit geführtem Tagebuche wir vielfach geschöpft haben.*) Er bestieg in einer milden Dezembernaut mit einigen Freunden einen der Magdalentürme und schreibt darüber: „Kein Wölkchen trübte den azurblauen Himmel, und die Luft, so mild wie im Monat Mai, ruheten förmlich, so wenig war ein Windzug zu bemerken. Unter uns lag erleuchtet die ganze Stadt, seitwärts brannte ein Teil der Gebäude von Siebenhuben, deren Tiefe des Feindes fürchterlichste Schanze verbarg; hinter uns waren die Häuser von St. Mauritius und der Barmherzigen Brüder, vor uns ein oder etliche Gebäude über dem neuen großen Begräbniskirchhofe, noch weiter hinaus nach Pöpelwitz, Gandau und Mochbern zu die feindlichen Wachtfeuer, rechts noch jenseits der Oder längs der alten Oder sich hinziehend, in deren klarer Fläche sich einzelne spiegelten. Von da herüber erscholl, trotz der Entfernung vernehmlich, der Anruf der Krieger. Rings von den Wällen rollte fürchtbar und fast ununterbrochen der lange, nachtönend verhallende Donner der Geschütze. Das Ganze beleuchtete von oben herab der klare ruhige Mond, und von unten herauf eine von Zeit zu Zeit aufflackernde Leucht- und Feuerkugel.“

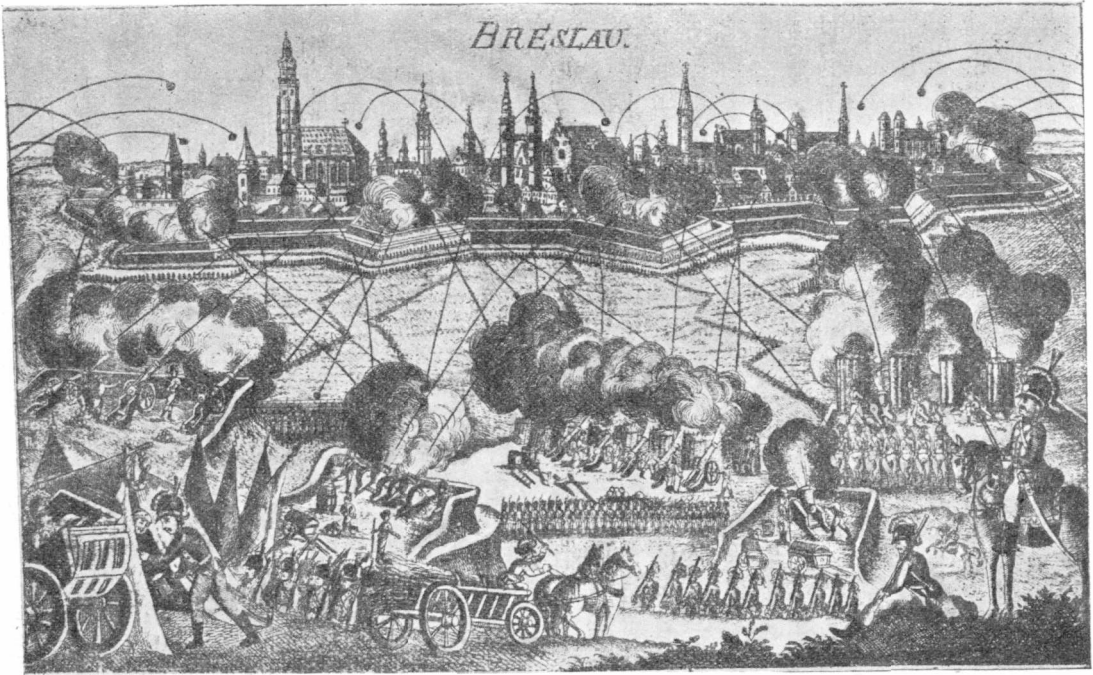
*) „Die Belagerung von Breslau“, geschildert von Dr. Heinrich Thiele.

V.

Entsatzversuch des Fürsten von Pleß. — Fehlgeschlagener Sturmangriff.

In Breslau trug man sich immer noch mit der Hoffnung, die Russen würden kommen und die Festung entsetzen. Als man am 21. Dezember bemerkte, daß es in und bei Hundsfeld brenne, glaubte man, die Russen seien schon da und der Feind befände sich vor ihnen auf dem Rückzuge und brenne nun die von ihm bisher besetzt gehaltenen Ortschaften nieder. Daraus erklärte man sich auch, daß seit Nachmittag kein Schuß von feindlicher Seite gefallen war. Die schöne Täuschung währte aber nur bis zur zehnten Abendstunde, wo der Donner der Belagerungsgeschütze sich aufs neue und mit gesteigerter Heftigkeit vernehmen ließ.

Ein Entsatzversuch bereitete sich allerdings vor, aber nicht durch die Russen, die gute 300 Kilometer von der schlesischen Grenze entfernt waren, sondern der Plan ging von dem Fürsten von Anhalt-Pleß, dem neuen Generalgouverneur, aus, der sich in Oberschlesien aufhielt. Die Anregung dazu verdankte er dem Rittmeister Lüttwich. Man kannte die Stärke des Feindes nicht, glaubte aber sicher zu sein, daß er schwächer war als die schlesischen Verteidigungskräfte, wenn man alle Besatzungstruppen der Festungen vereinigte. Geschah dieses und war man so glücklich, den Feind in einer Schlacht zu schlagen, so konnte Breslau entsetzt werden; man gewann Zeit, die Formation der Truppen zu vollenden, und Napoleon mußte von andern wichtigen Punkten bedeutende Kräfte abzweigen, um seine gefähr-



Im feindlichen Lager.

deten Verbindungen zu sichern. Der Plan war großartig, aber sehr kühn, und es mußte auch mit der naheliegenden Möglichkeit gerechnet werden, daß seine Ausführung mißlang. Eine so große Verantwortlichkeit konnte der Fürst nicht auf sich nehmen. Selbst wenn die verfügbaren Streitkräfte dem Feinde an Zahl überlegen waren, konnte man sich doch nicht auf sie verlassen. Sie waren größtenteils neu organisiert und bildeten nur lockere Verbände, es gab auch unter ihnen, wie unter der Breslauer Besatzung, viele unzuverlässige Polen, die Kavallerie war schlecht beritten. Hinter den Wällen hätten diese Truppen ihre Schuldigkeit getan, aber im freien Felde erschien ein Erfolg sehr unsicher. Eine Schlacht durfte man also nicht wagen. Dagegen wurde zwischen dem Fürsten und dem Grafen Gößen, die sich am 18. Dezember in Neiße trafen, ein anderer Plan verabredet. Danach sollte nur ein Teil der Festungsbesatzungen bei Grottkau zusammengezogen werden, um von dort aus zwischen der Ohlau und der Oder gegen Breslau vorzugehen und die auf dieser Seite stehenden Belagerungstruppen anzugreifen. Wurden diese auch nicht geschlagen, so konnte doch wenigstens eine Verbindung mit Breslau hergestellt werden. Aus den Festungen Glatz, Neiße, Silberberg, Kosel und Schweidnitz wurde Infanterie und Artillerie aufgeboden; die Kavallerie war auf Vorposten zerstreut, doch gelang es, 20 Schwadronen heranzuziehen. Der Infanterie fehlte es an guten Offizieren, so daß man meist auf Verabschiedete und Feldwebel und Unteroffiziere angewiesen war. Die Kavallerie mußte sich zum Teil mit elenden Kleppern behelfen; Kürassiere, Dragoner und Husaren

waren bunt durcheinander gemischt, nicht alle hatten Schußwaffen, die Säbel waren oft an Stricken befestigt. Die gesamten Truppen, die sich am 22. Dezember in Bewegung setzten, zählten ungefähr 6500 Mann. Der Feind war von dem Vorhaben des Fürsten Pleß bereits unterrichtet worden, noch ehe dieser mit seinem Kriegsplan ganz im klaren war; ein Friseur aus Frankenstein verriet auch noch den begonnenen Vormarsch auf Strehlen. Nur zum kleineren Teil erreichten die Preußen die ihnen bezeichneten Punkte zur festgesetzten Zeit. Als am 24. Dezember drei Bataillone Infanterie, eine Batterie von sechs Geschützen und etwa dreihundert Mann Kavallerie bei Strehlen eintrafen, stießen sie auf den Feind, dessen Infanterie vier Bataillone stark war; er führte ebenfalls eine Batterie mit sich und war an Kavallerie bedeutend überlegen. Die letztere stürmte gegen die preußische Reiterei an und warf sie zurück, die sechs Kanonen gerieten in einen Straßengraben, der kommandierende Artillerieoffizier wurde gleich bei Beginn des Gefechts getötet. Die Artilleristen, vorwiegend Polen, rannten davon und ließen ihre Geschütze im Stich. Die preußische Infanterie feuerte im vollen Vorrücken, wurde aber durch plötzlich hervorbrechende Kavallerie ins Wanken gebracht und zum Rückzuge gezwungen, der bald in Flucht ausartete, wobei der Feind viele Gefangene machte. Trotz dieser Niederlage, durch welche der linke Flügel der Entsatztruppen zersprengt wurde, entschied sich Fürst Pleß für eine Wiederholung seines Unternehmens. Vorerst kehren wir aber in die belagerte Stadt zurück.

Dort hatte man Kunde von dem Vorhaben des Fürsten Pleß erhalten, und von allen hohen Ausichts-

punkten aus richteten sich die Blicke nach der Gegend, aus welcher die Rettung nahen sollte. Doch die Enttäuschung ließ nicht lange auf sich warten. Ein Jäger, dem es gelungen war, sich durch das Belagerungskorps zu schleichen, brachte die Nachricht von dem unglücklichen Ausgange.

Das Belagerungskorps verstärkte sich fortwährend und es entstanden neue Batterien. Seit dem 20. Dezember hatte das Bombardement an Heftigkeit zugenommen, die Kugeln erreichten die entgegengesetzten Enden der Stadt und schlugen in allen Richtungen ein.

Eine Deputation von Bürgern, die unter sich zusammengetreten waren, trug dem Gouverneur die Bitte vor, bei dem Feinde dahin zu wirken, daß er die Stadt möglichst schonen und die Beschießung mehr auf die Festungswerke richte. Der Gouverneur konnte keine Hoffnung geben, daß der Feind zu einer Rücksichtnahme auf die Stadt zu bewegen sein würde, im übrigen habe er dem Könige gegenüber die Verpflichtung, Breslau mit allen Kräften zu verteidigen, solange die Mittel dazu ausreichten.

Die Fortschritte der Belagerungsarbeiten mit den neu errichteten Batterien machten sich in fühlbarer Weise geltend; die Gefahr stieg in den bisher schon heimgesuchten Stadtteilen und drang nun auch in andere ein, die ihr bisher weniger ausgesetzt gewesen waren. Aus den Häusern auf dem Bürgerwerder, dem Dom und dem linken Ufer der Ohlau, die damals noch in einem Halbbogen durch den südlichen Teil der Stadt floß, mußten die meisten Einwohner flüchten und Unterkunft in gewölbten bombenfesten Räumen und in tief gelegenen

Kellern suchen, in die oft kein Sonnenstrahl drang. In der Krypta unter der Kreuzkirche hatten gegen 400 Personen Zuflucht gesucht. Alle drei Gänge waren mit Betten besetzt, und jede Familie hatte neben ihrer Schlafstätte noch einen kleinen Raum zu einem Tische und einigen Stühlen, wohl auch einem Sofa. Jeden Morgen wurde am Altar eine Messe gelesen, für Beleuchtung war nicht gesorgt, dagegen suchte man die durch die Ausdünstung so vieler Menschen verdorbene Luft durch Räucherungen zu verbessern. An die ganz Mittellosen ließ die Dombehörde Geld und Nahrungsmittel verteilen. Auch die unteren Räume der Probstei und der Domkirche, das Rathaus und der Schweidnißer Keller taten sich den Bedrängten in ähnlicher Weise als Zufluchtsorte auf.

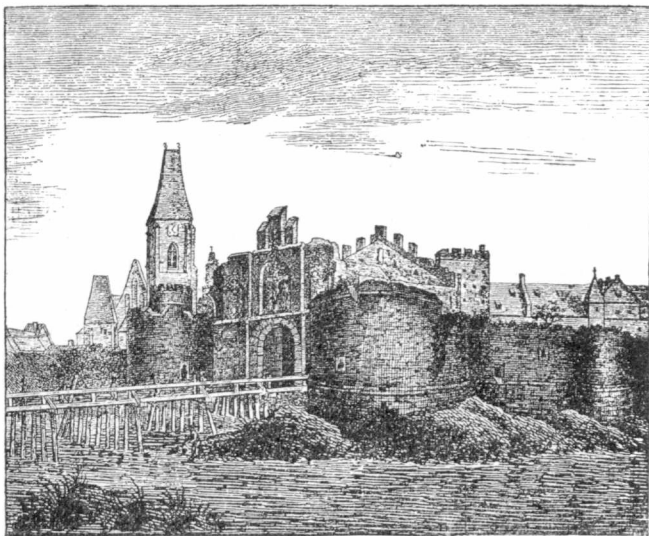
Der schlesische Dichter Karl von Holtei, der damals als Knabe die Schrecknisse der Belagerung mit durchlebte, befand sich mit seinen Angehörigen ebenfalls unter den vielen, die ein schützendes Obdach suchen mußten, und gibt davon in seiner Selbstbiographie: „Dierzig Jahre“ folgende Schilderung, aus der hervorgeht, daß inmitten aller Gefahren und Entbehrungen auch ein gewisser Humor nicht fehlte. „Weil es nun anfing, über der Erde sehr bedenklich zu werden,“ erzählt er, „so suchten viele gute Breslauer Zuflucht unter der Erde. Man fing an, sich in die Keller zu verkriechen. Die etwa bewohnbaren waren bald voll, und in Ermanglung solcher suchte man Gewölbe, massive Decken, feste Grundmauern. Wir bezogen eine kleine Wohnung dieser Art im sogenannten Hatzfeld'schen Palais, dem Sitz der Regierung, wo während der Belagerung der Gouverneur wohnte . . . Jene Not- und Angstwohnung bestand aus

einem kleinen Stübchen nebst Kämmerlein; es war die Wohnung des Kutschers von Sr. Excellenz, der sie uns für schweres Geld geräumt hatte, dicht dabei die Pferdeställe. Die Fenster waren durch große Holzstöße und Pferdemiß von außen verdeckt; kein Schimmer des Tageslichts drang durch. Und nun summten und brummten die Kugeln und Bomben über uns; das war ein ewiges Krachen, Knallen, Plätzen und Knackern. Ich hatte mich sehr bald an den Spektakel gewöhnt; die andern, mein' ich, auch. Es wurde viel gegessen und getrunken; wo die genießbaren Vorräte in solcher Fülle herkamen, weiß der liebe Gott. Manchmal hieß es: nun kommt ein Parlamentär, es ist Waffenstillstand! Dann hörte das Gekrache auf, ich ging in den Vorhof des Palais; da kam er angefahren, der Abgesandte, eine weiße Binde um die Augen, stieg aus und ging zum Gouverneur; ich trieb mich mit den Kindern auf der Gasse umher, bis er wiederkam, wieder einstieg und abfuhr. Dann hieß es: marsch ins Loth! Da wähten wir uns sicher wie in Abrahams Schoß. Es wurde viel gescherzt und gelacht, besonders wenn zu nächtlicher Zeit der höllenhärm der Geschütze den Schlaf störte. Einen Hauptspass gewährte die immer wiederkehrende Frage, ob wohl herein- oder hinausgeschossen würde? Und man übte das Gehör zur Entscheidung. Manchmal aber konnte auch das feinste Ohr nichts mehr unterscheiden, denn die Kanonade wurde zuzeiten von beiden Seiten so heftig, daß die Mauern und die Fußböden dröhnten. An einem solchen geräuschvollen Tage stürzten plötzlich unsere Nachbarn, die Kutscher, mit Eimern und ‚Feuer!‘ schreiend aus den Ställen. Es brannte dicht neben uns. Eine Bombe

war trotz Mist und Holz von der Straßenseite durch ein Fenster gedrungen, hatte die Mobilien angezündet und im Bersten das Gewölbe von innen beschädigt. Wir waren nur durch eine Mauer von diesem kleinen Schauplatz der Zerstörung getrennt. Das Feuer war bald gelöscht. Unsere Ruhe, unsere geträumte Sicherheit aber war dahin. „Also auch in den feuerfesten Gewölben ist man nicht sicher?“ hieß es, und „in die Keller!“ riefen alle Stimmen. Unter den Hauptfronten des Palastes befinden sich tiefe, undurchdringliche Keller; zu diesen wurden die Schlüssel herbeigeschafft, Betten und Gerät aller Art zusammengepackt und die Prozession begann. Der ganze große Keller war schon bewohnt als wir ankamen; wer sich nur hatte einschleichen können, war mit seinem Bündel Betten eingerückt. Nun ging ein lustig Leben an; es war ein Biwak unter der Erde. Jeder richtete sich seine Haushaltung ein; Bretter bildeten die Grenzen; Säffer und Tonnen waren Stühle und Tische, eine Laterne der Kronleuchter. Freund besuchte den Freund in seinem Verhau; neue Bekanntschaften wurden geschlossen; zum Tee, zum Kaffee lud dieser jenen ein. So lange ich lebe, habe ich nicht so viel Speise und Trank vertilgen sehen, wie damals. Im tiefsten Hintergrunde entdeckten kühne Wanderer den Flaschenkeller des Ministers Horn, der nur durch Lattenverschläge gedeckt war. „Wer weiß, ob wir morgen noch leben, ob morgen die Stadt noch steht?“ Zwei Nägel wichen und die Flaschen gingen von Hand zu Hand . . .“

In der Nacht vom 22. auf den 23. Dezember wütete ein furchtbares Bombardement; an dem dunklen Himmel wimmelte es von platzenden Granaten und glühenden

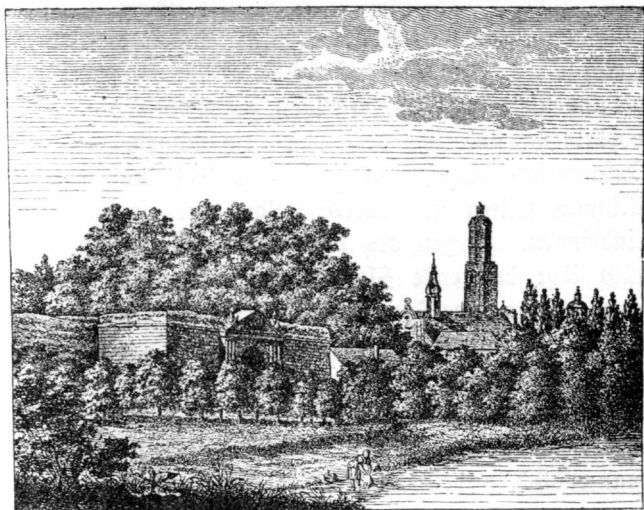
Kugeln wie von „leuchtenden Johanniskäfern in einer Juninacht“. Keine Sekunde verging ohne Schüsse, und das Geheul des Feuerhorns schwieg fast die ganze Nacht nicht. Es brannte an verschiedenen Stellen zugleich. Auch von den Wällen aus wurde ein fortdauerndes Geschützfeuer unterhalten.



Das Nikolaitor.

Das Bombardement gegen die Stadt hatte diesmal seinen besonderen Grund: General Vandamme wollte die dadurch angerichtete Verwirrung zu einem Sturmangriff benutzen. Um zugleich die Aufmerksamkeit der Besatzung von der Stelle des beabsichtigten Angriffs abzulenken, machte er an verschiedenen Punkten, am Schweidnitzer-

Nikolai- und Ziegelthore, wie auch vom rechten Oderufer aus, Scheinangriffe. Die wirkliche Einbruchsstelle befand sich aber in der Gegend des Ohlauer Thores. Dort war, wie der französische Ingenieur-Oberst ermittelt hatte, der Hauptwall nicht mit Mauerwerk bekleidet; vor dem über 120 Fuß breiten Hauptgraben befand sich



Das Friedrichsthor bei dem Springsternwerk.

zwar ein Vorwall (Envelope) aus Erde, der mit Lünnetten und Palisaden versehen war, aber diese Werke waren nur vor der Front des Nikolaitores besetzt, gegen die bisher die Angriffsarbeiten geführt worden waren. Der Vorgraben, den die Enveloppe umgab, hatte eine Breite von 60 bis 70 Fuß bei 6 bis 7 Fuß Tiefe.

Vor Tagesanbruch sollten die beiden Gräben überschritten und die doppelte Umwallung genommen werden. Gelang dies, so mußte die Festung fallen. Um über die Gräben zu gelangen, waren von je zwei und zwei zusammengefügte Leitern Flöße erbaut worden, die durch leere Fässer über Wasser gehalten und mit Brettern belegt werden sollten. Man nennt dies eine Tonnenbrücke. Mit Einbruch der Nacht wurden diese Übergangsmittel nach der Ohlauer Vorstadt geschafft. Sobald die Brücken fertig sein würden, sollten zwei Bataillone darübergehen, die unbekleideten Wälle ersteigen, gegen das Ohlauer Tor vordringen und sich desselben bemächtigen. Mehrere Infanterieregimenter unter dem Befehl des Generals Minucci sollten unmittelbar folgen und in die Stadt eindringen. Wegen des Mondscheins konnte erst früh fünf Uhr das erste Floß in den Vorgraben gebracht werden. Da seine Länge nicht ausreichte, so mußten noch drei andere Flöße hinzugenommen und alle untereinander verbunden werden. Diese Arbeiten waren durch einen Offizier, der in stark betrunkenem Zustande die Flöße mit seinem Besuche beehrte, vielfach gestört worden. Als man endlich so weit war, um die Flöße an den Palisaden des anzugreifenden Vorwalls zu befestigen, hatte ein Sappeur das Malheur, ins Wasser zu fallen. Das dadurch verursachte Geplötscher und der unüberlegte Hilferuf wurden von einem Kanonier vernommen, der mit noch einigen andern auf dem Ohlauer Ravelin bei zwei Zwölfpfündern die Wache hatte. Beide Geschütze waren mit Kartätschen geladen; er richtete sie sofort nach der verdächtigen Gegend und feuerte sie ab. Die Infanteriebesatzung der nächst gelegenen Wälle gab ebenfalls Feuer,

und der Feind mußte unter beträchtlichem Verluste schleunigst den Rückzug antreten. Ein französischer Offizier, der auf einem der Flöße zurückgeblieben war, wurde mit mehreren Gemeinen gefangen genommen. Der Offizier theilte dem Gouverneur am andern Morgen mit, daß der Sturm auf Anraten eines desertierten Unteroffiziers polnischer Nationalität unternommen worden sei. Es liefen auch noch andere Meldungen ein, die ganz besonders das Infanterieregiment von Thiele komprommittierten und auf Verrat hinwiesen. Danach hatte die Parole in vergangener Nacht dreimal geändert werden müssen. Die in dem Ohlauer Ravelin aufgestellten Mannschaften hatten bei dem feindlichen Scheinangriff ihre Posten verlassen; man hatte ferner den Aufzug der Ohlauer Brücke über den Vorgraben niedergelassen gefunden, und die Musketiere daselbst hatten mit Patronen gefeuert, von denen die Kugeln abgebißen waren. Ähnliche Patronen waren am Dome im Schmuße gefunden worden.

Das Bombardement hatte bis in die siebente Morgenstunde des 24. Dezember angehalten, erhob sich noch einmal gegen Mittag auf kurze Zeit und schwieg dann. Um Mitternacht sah man an verschiedenen Orten in der Umgebung Raketen aufsteigen und vernahm Getrommel wie von marschierenden Truppen. Es wurde ein neuer Angriff vermutet, und die Garnison hielt sich bereit, ihm zu begegnen. Doch das Trommeln war bald verhallt. Der Feind verhielt sich ruhig.

Es war der heilige Weihnachtsabend. Aber unter den Bewohnern Breslaus konnte die freudige Stimmung nicht aufkommen, die dieser weihevollen Abend sonst in den Herzen wachruft. „Wehmütig erinnerten sich die

Freunde häuslicher Freuden, daß heute Weihnachten ist!“ schreibt der Verfasser des von uns benutzten Tagebuchs. „Der Anblick der vielen zerstörten Häuser, der zerstossenen und ausgebrochenen Fenster rief lebhaft denselben Abend des vergangenen Jahres in die Erinnerung zurück, wo alle diese Fenster festlich erleuchtet waren, wo ein fröhliches Gemüth heiterer Menschen zwischen den flimmernden Christmarktbuden den Markt bedeckte und frohe humane Gesinnungen und Empfindungen, herührend von der Freude des Gebens und Empfangens, die Herzen bewegte. Wie ganz anders, wie unendlich trüber ist es heute! Abgesehen von uns Erwachsenen, vermißten doch die Kinder, für welche der Weihnachtsabend das schönste Fest des ganzen Jahres ist, worauf sich alle schon lange vorher so sehr freuen, die beglückenden Geschenke liebevoller Eltern recht schmerzlich. Kein mit Kerzen besteckter Christbaum verbreitete sein helles Licht über den die Liebesgaben enthaltenden Tisch, und alle mußten mit dem wenigen fürlieb nehmen, was im Fluge für sie besorgt werden konnte. Und doch preisen diejenigen von uns sich glücklich, denen der Allgütige die geliebten Familienglieder unversehrt erhalten hat, die das höchste Glück unseres Lebens ausmachen. . . Für die Soldaten unserer Garnison wurde heute in möglichster Fülle Brot, Bier, Branntwein, Tabak, geräuchertes Fleisch und Heringe, abends auch noch Warmbier, verteilt, um ihnen das Weihnachtsfest bei ihrem jetzt so beschwerlichen und anstrengenden Dienste zu einem frohen Genuß werden zu lassen. Auf die Offizierswachen wurden Braten und Wein gesendet und alle diese Gaben mit dankbarer Anerkennung freundlich angenommen.“

VI.

Zweiter Entsatzversuch des Fürsten von Pleß.

General Vandamme begann sehr ungeduldig zu werden. Der Himmel selbst schien die belagerte Festung begünstigen zu wollen, denn der Winter war bisher sehr mild aufgetreten. Frost hatte es noch nicht gegeben, und die großen Wassergräben, welche die Befestigungen von außen unzugänglich machten, hatten sich nicht mit Eis bedeckt, das den Übergang ermöglicht und einem mit überlegenen Kräften ausgeführten Sturmangriffe den Weg gebahnt hätte. Vandamme hatte in der Ohlauer Vorstadt hinter den Trümmern der zusammengeschoffenen Häuser vier neue Batterien errichten lassen und diese mit vierzehn schweren Geschützen und zwei Mörsern armiert, um das Bombardement um so nachdrücklicher fortsetzen zu können. Am ersten Weihnachtsfeiertage ließ er die Stadt zwei Stunden lang heftig bewerfen; dann sandte er seinen Generalstabsoffizier, Oberst Duvenrier, zum Gouverneur und ließ diesen zur Übergabe auffordern. Trotzdem der Parlamentär an den verunglückten Entsatzversuch des Fürsten von Pleß erinnerte und von Niederlagen der verbündeten preußischen und russischen Truppen wissen wollte und alles dies mit den schwärzesten Farben ausmalte, erteilte der Gouverneur doch eine abschlägige Antwort. Während der Anwesenheit des Parlamentärs war eine Bittschrift vom Magistrat und der Kaufmannschaft eingegangen, den schweren Heimsuchungen der Stadt doch ein Ende zu machen. Eine Deputation von sechs Bürgern wiederholte dieses Ansuchen mündlich und

erklärte, sie sei im Namen aller Korporationen erschienen. Hierauf berief der Gouverneur einen Kriegsrat zusammen. Alle Offiziere verwarfen einmütig die Kapitulation; nur der Major Lepel vom Regiment Thiele sprach sich zu gunsten einer möglichsten Schonung der Stadt aus. Zur Beruhigung der Bittsteller suchte der Gouverneur bei Vandamme einen Waffenstillstand nach und teilte dies dem Magistrat mit. Dieser erklärte jedoch dem Gouverneur, die Rücksicht auf die Stadt allein solle nicht maßgebend sein, wenn keine militärischen Gründe zu einer Übergabe vorlägen.

Vandamme lehnte den Waffenstillstand ab, bevollmächtigte den Oberst Duvenrier aber mit dem Kapitulationsabschluß. Als ein solcher vom Gouverneur verweigert worden war, brachte Duvenrier am Morgen des 26. die Einwilligung zu einem zweitägigen Waffenstillstande.

Die Bürgerschaft war zu einem großen Teil durchaus nicht für die Kapitulation. Der Gründe waren mancherlei: man wollte nicht, daß Breslau der Schmach, die das Vaterland bereits erlitten, eine neue hinzufügen solle; andere glaubten noch immer fest an einen Sieg mit Hilfe der Russen und fürchteten, daß Breslau, im Besitz der Franzosen, dann eine abermalige Belagerung werde auszustehen haben; ein dritter Teil, nämlich die Besitzer der niedergebrannten oder zerstörten Häuser, wollte nicht, daß diese großen Opfer unnützerweise gebracht worden wären. Daher erschien am Abend eine zweite Deputation, um gegen den Antrag der ersten zu protestieren. Es sei eine heilige Pflicht der Bürgerschaft, dem Könige und der Provinz diesen wichtigen Platz zu



Es wird nicht capituliert! Es lebe der König!

erhalten, wofür sie, wie bisher, so auch ferner Gut und Blut hingeben wolle. Bei dieser Deputation befand sich der Kunstdrechsler Seeling, ein Mann von hochpatriotischer Gesinnung. Er rief den vor dem Haspfeld'schen Palais zahlreich versammelten Bürgern zu: „Es lebe Seine Majestät der König! Keine Kapitulation!“ und diese stimmten tausendfach in den Ruf ein.

Daraufhin ließ der Gouverneur den Magistrat und die Kaufmannschaft wissen, er könne auf ihr Gesuch keine Rücksicht nehmen, nachdem er sich überzeugt habe, daß die bei weitem größere Mehrheit der Bürgerschaft einer Kapitulation entschieden widerstrebte. Auch kündigte der Gouverneur den Waffenstillstand und ließ von den Wällen das Feuer auf den Feind eröffnen, weil dieser die Zeit der Ruhe benützt hatte, seine Belagerungsarbeiten fortzusetzen.

Die unerwartete Sinnesänderung des Festungsgouverneurs hatte den General Vandamme in nicht geringe Wut versetzt. Er erklärte alle Verbindung mit der Festung für abgebrochen und beschloß, nur Parlamentäre annehmen zu wollen, wenn die Garnison sich auf Gnade und Ungnade ergebe. Sofort traf er Anordnungen, daß das Belagerungskorps zu jeder Stunde bereit sei, einen Ausfall kräftig zurückzuschlagen, denn leicht könne sich die Besatzung, durch die Torheit ihres Gouverneurs zur Verzweiflung getrieben, zu einem tollkühnen Streich hinreißen lassen. Dennoch schickte er am Morgen des 27. den Oberst Duvenrier noch einmal zu dem Gouverneur, der aber weitere Verhandlungen ablehnte.

Der Feind arbeitete an den Belagerungswerken eifrig weiter, er verlängerte seine Parallelen und hob

von Gabitz her einen breiten Kommunikationsgraben aus. Von Glogau waren wieder Oderkähne mit Kriegsmaterial angekommen und bei Pöpelwitz ausgeladen worden. Auch hatte man von den Beobachtungspunkten aus eine Anzahl leerer Kähne an der Oswitzer Uferseite bemerkt, auf denen der Feind vermutlich den Eingang in die Oderarme nach der Stadt aufwärts erzwingen wollte, um an geeigneten Punkten, besonders auf dem Bürgerwerder, zu landen. Um dies zu verhindern, wurden die beiden Oderarme durch verankerte starke Ketten gesperrt.

Leider nahm die Desertion unter dem polnischen Teile der Garnison zu. Ein Befestigungswerk am Dom war von der Besatzung nachts verlassen worden, und man hatte es offen gefunden. Bereits näherten sich feindliche Truppen, als diese Entdeckung gemacht wurde und man noch Zeit fand, sie durch Kartätschenschüsse zu vertreiben.

Nach den gescheiterten Kapitulationsverhandlungen hatte man erwartet, daß das Bombardement nun sogleich wieder losgehen werde, aber es blieb aus, auch der 28. Dezember und die Nacht auf den 29. verliefen ruhig. Es war nur die Stille vor dem Sturm gewesen: mit dem Morgenrauen des 29. begann eine mehrtägige Beschießung der Stadt, wie die gängstigten Einwohner sie bisher noch nicht erlebt hatten. Fast unausgesetzt regnete es Geschosse von allen Richtungen her, so daß Bomben in der Luft aufeinander trafen. Besonders zahlreich fielen die glühenden Kugeln, denn Vandamme wollte die Stadt in Brand schießen lassen. Das erreichte er zwar nicht, aber Unglück und Jammer waren groß genug,

bedeutende Brände brachen aus, Häuser wurden in Ruinen geschossen, viele Menschen schwer verletzt oder getötet.

Am 30. Dezember lief morgens sechs Uhr vom Schweidnitzer und vom Ohlauer Tore die Meldung ein, daß man aus der Ferne Kanonendonner und Kleingewehrfeuer höre und das Dorf Dürگون brennen sehe. Der Gouverneur, dem eine Stunde später der Ingenieur vom Platz die gleiche Mitteilung machte, wollte zunächst wissen, was der General Lindener dazu meinte, worauf dieser, wieder eine Stunde später, sich mit dem Ingenieur auf den Weg nach dem Ohlauer Tor machte. Gegen neun Uhr empfing der Gouverneur eine neue Meldung: Leutnant Schorlemmer berichtete, der Feind befände sich mit seinen leichten Kanonen und vielen Truppen aus den Trancheen auf dem eiligen Marsch nach der nach Schweidniß führenden Straße, und das ferne Schießen nähere sich mehr und mehr der Festung. Der Gouverneur ließ sich hiervon nicht aufregen. Es handle sich wohl nur um ein Manöver des Feindes, wodurch die Besatzung herausgelockt werden solle, meinte er. Nun kam auch General Lindener vom Ohlauer Tor zurück; der hatte kein Feuern gehört und bei Dürگون nur einige Kavallerietrupps gesehen, auf die er zwei schwere Geschütze richten ließ. Das Dorf sei wahrscheinlich nur durch eine Unvorsichtigkeit in Brand geraten. Als gegen zehn Uhr Leutnant Schorlemmer melden ließ, der Feind manöviere nicht, sondern sei in einen Kampf gegen Entsatztruppen verwickelt, die sich deutlich erkennen ließen, blieb der Gouverneur dennoch bei seiner vorigen Meinung. In der That hatte man vom Taschenbastion beobachtet, wie die Granaten, welche die einander gegen-

überstehenden Truppen wechselten, in der Luft krepiereten. Der anwesende Festungskommandant, General von Krafft, war aber ebenfalls der Meinung, man habe es nur mit einem Manöver des Feindes zu tun, und wer ihm widersprach, den fertigte er mit den Worten ab, es ginge das niemand was an, er habe selbst genügendes Urteilsvermögen.

Viele hatten beobachtet, daß ein großer Teil der Trancheen vom Feinde verlassen worden war, was Gelegenheit zu einem erfolgreichen Ausfall dargeboten hätte; andere hatten zwischen Huben und der Schweidnitzer Vorstadt preußische Kavalleristen gesehen.

Erst nach der Parole begab sich der Gouverneur mit dem General Lindener auf den Dachboden des Palais, um selbst zu sehen. Es herrschte zwar Nebel, doch ließen sich durch diesen hindurch bei Oltschin und Dürjentsch Truppen, aufsteigender Rauch und Pulverblitze erkennen, und das Geschützfeuer kam der Stadt näher. Jetzt stand es allerdings außer Zweifel, daß Entsatztruppen herannaheten. Es sollte aber erst abgewartet werden, ob sie oder der Feind geschlagen würden, im letzteren Falle wollte der Gouverneur einen Ausfall machen, daher wurde um 11 Uhr die Garnison zusammengezogen. Infolge des zunehmenden Nebels konnte das Auge nichts mehr erkennen, aber was man mit dem Ohr hörte, war betrübend genug: das Feuer verhallte mehr und mehr gegen den Zobtenberg hin; der Entsatzversuch war also gescheitert.

General Vandamme hatte nach der Niederlage des Fürsten Pleß bei Strehlen dort einen Truppenteil stehen lassen, diesen aber kürzlich nach Ohlau gezogen und

dorthin auch ein größeres Detachement von Breslau rücken lassen. Als Fürst von Pleß dies erfuhr, faßte er sogleich den kühnen Entschluß, nach Breslau zu marschieren, das geschwächte Belagerungskorps zu überfallen und die Festung zu entsetzen. Er verfügte über 4- bis 5000 Mann, darunter 1000 Mann Kavallerie, und hatte elf Geschütze. Für das geplante Unternehmen erschien diese Zahl allerdings gering und die Truppen waren auch nicht alle zuverlässig, doch rechnete der Fürst auf einen Ausfall aus der Festung. Er konnte diese von seinem Vorhaben nicht benachrichtigen, aber man mußte doch von dort aus sehen, was außerhalb vorging. Das war der Entsatzversuch vom 30. Dezember. Der Marsch von Schweidnitz nach Breslau auf den grundlosen Wegen war sehr beschwerlich. Die Avantgarde bestand nur aus Kavallerie; die ermüdete Infanterie konnte ihr nicht nachkommen und mußte unterwegs eine anderthalbstündige Rast halten. Ohne die Infanterie abzuwarten, griff die Kavallerie das Dorf Dürçon, die vorliegenden feindlichen Tranchéen und die Ortschaften Lamsfeld und Oltschin an. Es war noch finster. Die in Dürçon liegende württembergische Infanterie wurde überrascht und geriet in Verwirrung. Das Dorf zu nehmen, gelang jedoch nicht. Die gegen die Tranchéen entsandte Abteilung drang in die feindlichen Bivaks, bemächtigte sich mehrerer Kanonen und kam bis an die Laufgräben, wo sie einen Teil der Belagerungsgeschütze leicht hätte vernageln können, wenn es nicht an den erforderlichen Werkzeugen gefehlt hätte. Da der Feind aus dem durchgrabenen Terrain nicht vertrieben werden konnte und ein starkes Infanterief Feuer eröffnete, so mußte die preußische Ka-

vallerie, ohne die eroberten Kanonen mitnehmen zu können, sich auf die Strehleener Straße zurückziehen, wo zwei Schwadronen mit reitender Artillerie als Soutien zurückgeblieben waren. Inzwischen war Fürst Pleß angekommen. Auf seinen Befehl ging die Kavallerie abermals gegen Dürgoß vor, wurde aber durch die Württemberger, denen Artillerie zuhülfe gekommen war, gegen Kleinburg zurückgedrängt.

Mit Tagesanbruch traf endlich die ersehnte Infanterie ein und wandte sich sogleich gegen Oltaschin, das von Bayern besetzt war. Diese wurden hinausgeworfen und zogen sich nach Hartlieb zurück, das ebenfalls genommen wurde. Die dort über die Lohe führende Brücke ließ Fürst Pleß besetzen, um sich die Rückzugslinie nach Schweidnitz zu sichern. Der Feind war überrascht und die Bagage des Hauptquartiers brach bereits aus Lissa auf. Trotzdem ruheten die Feuer aus den Belagerungswerken auf die Stadt keinen Augenblick.

Aus Gräbschen wurde eine größere Abteilung bayerischer Truppen herangezogen, die sich den Württembergern anschloß. Es kam zu einer lang dauernden Kanonade und bei Oltaschin zu einem hartnäckigen Gefecht, infolgedessen die Preußen den Ort räumen mußten. Die Brigade Kropf hatte auf preußischer Seite den Kampf allein geführt; die Brigade Pelchrzin mit reitender Artillerie hatte ihr auf dem linken Flügel folgen sollen, um den Feind in Rücken und Flanke anzugreifen. Dadurch wäre dem Gefecht eine günstige Wendung gegeben worden, aber die Brigade war irrigerweise bei Schönborn stehen geblieben und erschien nicht rechtzeitig auf dem Kampfplatze.

Da der drängende Feind sich in großer Übermacht befand und durch die flankierende Stellung seiner Artillerie in wirksamster Weise unterstützt wurde, so befohl Fürst Pleß den Rückzug, der in ziemlicher Ordnung vor sich ging. In der Hoffnung auf einen Ausfall der Festungsgarnison machte er Halt, als die Brigade Pelchrzin zu ihm gestoßen war. Aber von der Festung her rührte sich nichts, dagegen erhielt er die Nachricht, die bei Ohlau stehenden feindlichen Truppen befänden sich im Anmarsch und bedroheten ihn in Rücken und Flanken. So setzte er den Rückzug nach Schweidnitz fort, obwohl jene Nachricht falsch gewesen war.

Ein kräftiger Ausfall im gegebenen Augenblick hätte mindestens zur Eroberung der schwach besetzten Batterien und zur Unbrauchbarmachung der Geschütze geführt; zudem würde er die Entsatztruppen zu den äußersten Anstrengungen angespornt und den Feind entmutigt haben. Daß nichts geschehen war, um den Fürsten Pleß zu unterstützen, rief unter der Bürgerschaft wie unter den Truppen eine sehr üble Stimmung gegen das Gouvernement hervor.

Am 31. Dezember setzte der Belagerer von Mitternacht an das Bombardement fort, ebenso auch am Neujahrstag und in der Nacht vom 2. zum 3. Januar. Noch immer wurden massenhaft glühende Kugeln in die Stadt geworfen. Nennenswerte Brände brachen nicht aus, um so verderblicher war die letzte Nacht für Leben und Gesundheit von Personen. So wurden von zehn Menschen, die sich in einem Stübchen befanden, durch eine einschlagende Bombe fünf schwer verwundet, drei getötet, davon zwei in ihren Betten schlummernde Kinder.

VII.

Breslau kapituliert. — Schluß.

Mit dem neuen Jahre war Frostwetter eingetreten und damit eine große Gefahr für die Festung. Wenn die nassen Gräben, die in ihrer Breite und Tiefe einen so wirksamen Schutz bildeten, sich mit Eis bedeckten, so war dem Feinde der Übergang geebnet und an verschiedenen Punkten eine günstige Gelegenheit zu Sturmangriffen geboten, ganz abgesehen davon, daß denjenigen Besatzungsmannschaften, welchen man nicht trauen durfte, das Desertieren sehr erleichtert wurde. Da sich bereits eine Eisdecke auf den Gräben zu bilden begann, so wurde diese durch Arbeiter auf Flößen entfernt, was sich wegen der damit verbundenen Gefahren auf die Dauer nicht hätte durchsetzen lassen.

Am 3. Januar wurde dem Gouverneur wieder eine Bittschrift vorgelegt, worin er ersucht wurde, den zunehmenden Leiden der Stadt ein Ende zu machen, zumal die letzte Hoffnung auf einen Entschluß ja ohnehin entschwunden sei. Sie war von 160 Bürgern aus allen Innungen und Gewerken unterzeichnet. Auch der Magistrat petitionierte um Übergabe der Festung und wies zugleich darauf hin, daß nach den angestellten Erhebungen nur noch 20000 Pfund Fleisch, größtenteils gepökeltes, in der Stadt vorhanden seien, und daß den Bäckern und Bierbauern Holzmangel drohe.

Nach einer Besprechung des Gouverneurs mit dem Festungskommandanten von Krafft und dem Generalmajor von Lindener, die für eine Kapitulation stimmten, wurde General Vandamme um einen achttägigen Waffen-

stillstand ersucht. Man hoffte dadurch Zeit zu gewinnen, sich durch die Absendung eines Offiziers nach Kalisch zu überzeugen, ob etwa doch die Russen in Anmarsch wären; auch konnte ja mittlerweile Fürst Pleß einen neuen Entschlußversuch machen. Vandamme bewilligte aber nur drei Tage, und am 5. Januar erschien Oberst Duvenrier mit der Vollmacht zum Abschluß der Kapitulation, die ohne die Hinzuziehung eines Kriegsrats nach manchen Vorstellungen und Gegenvorstellungen abends 6 Uhr von beiden Theilen unterzeichnet wurde.

An Gründen für die Übergabe der wichtigen Festung fehlte es dem Gouvernement nicht. Die Zahl der Besatzungstruppen war unzureichend und diese selbst zum Theil unzuverlässig, wie aus den zahlreichen Desertionen hervorging. Wenn nun noch der Mangel an Fleisch hinzugetreten wäre und der vorhandene Holzvorrat zum Backen und Brauen nicht mehr zugereicht hätte, so würde die an Entbehrungen nicht gewöhnte Garnison unzufrieden geworden sein, und bei einem feindlichen Sturmversuche hätte man nicht auf sie rechnen können. Man befürchtete ferner die gänzliche Einäscherung der Stadt, da die Nähe der Vorstädte die feindlichen Angriffe sehr begünstigte und die Ruinen der niedergebrannten Häuser noch immer eine hinreichende Deckung für Batteriebauten gewährten. Auch noch viele andere Gründe machte das Gouvernement geltend. Einige davon aber waren nicht stichhaltig, besonders mußte die Klage über den mangelhaften Zustand der Festungswerke hinfällig erscheinen, da sie noch unversehrt waren, denn der Feind beschloß hauptsächlich die Stadt, die Wälle aber verhältnismäßig nur wenig. Daß bei dem eingetretenen Frost ein Sturm-

angriff sehr verhängnisvoll werden konnte, hatte wohl seine Richtigkeit, doch war das Wetter bereits am 3. Januar wieder gelinder geworden und Oden und Gräben waren eisfrei.

Die eigentlichen Befestigungswerke waren noch von Erdwerken mit breiten und tiefen Gräben umgeben. Man machte dem Gouverneur den Vorwurf, daß er diese Außenwerke nicht habe besetzen lassen, wodurch der Vorteil verloren ging, den Feind an Rekognoszierungen zu verhindern und ihn mit seinen Belagerungsarbeiten in größerer Entfernung zu halten. Schwer wog auch die Unterlassung des Ausfalls am 30. Dezember und die gänzliche Vernachlässigung eines Kundschafterdienstes zwischen der Festung und dem Fürsten von Pleß.

Mit Ausnahme der Offiziere, die sich auf Ehrenwort zu verpflichten hatten, in diesem Kriege nicht mehr gegen Frankreich und seine Bundesgenossen zu kämpfen, wurde nach den Bestimmungen der Kapitulation die Besatzung zu Kriegsgefangenen erklärt. Hierüber herrschte allgemeine Entrüstung sowohl bei der Garnison wie bei der Bürgerschaft. Eine Besatzung, die sich 29 Tage lang mutig gegen den Feind verteidigt hatte, besaß vollen Anspruch auf freien Abzug, und da die Festungswerke sich noch in widerstandsfähigem Zustande befanden, so hätte man den feindlichen Unterhändlern dieses Zugeständnis schließlich abtrotzen können. Die tiefe Verstimmung der Truppen machte sich denn auch sehr bald Luft und durchbrach alle Bande der Disziplin. Auf Anordnung des Gouvernements sollten die königlichen Kriegsvorräte u. s. w. in den Magazinen an einem dazu festgesetzten Tage öffentlich versteigert werden. Hierzu kam es aber nicht,

denn die Soldaten fielen wie Räuber darüber her und schleppten alles fort, was transportabel war, um es zu verkaufen und das davon gelöste Geld selbst einzustecken. Die Räder von den Lafetten der Kanonen, von den Munitions- und Trainwagen, Vordergestelle, Pulverkasten, auch Kavalleriepferde samt Sattel und Zaumzeug wurden zu Spottpreisen losgeschlagen. Zwar waren auch hier die Polen vom Regiment Thiele die Hauptbeteiligten, aber auch von den andern widerstanden wenige den Lockungen der Habsucht. Hierzu gesellte sich die Zerstörungswut; dem Feinde sollte so wenig wie möglich in die Hände fallen. Eine große Zahl der Geschütze wurde vernagelt, Armaturstücke, Kugeln, Pulver und andere Gegenstände wanderten ins Wasser; auf den Wällen wurde vielfach die noch vorrätige Munition in die Wachtfeuer geworfen; in der Stadt verschossen betrunkene Infanteristen ihre Patronen auf offener Straße, oft auch aus den Fenstern ihrer Quartiere heraus.

Die Offiziere hatten über ihre bisherigen Untergebenen keine Macht mehr; auf Befehl des Gouverneurs wurden Kavalleriepatrouillen aufgeboten, um den grassen Ausschreitungen Einhalt zu tun; die Ordnung völlig wieder herzustellen, gelang jedoch nicht, und da das Schlimmste für die Nacht zu fürchten stand, so veranlaßte der Gouverneur, daß schon am Abend das Nikolai- und das Odertor von bayrischen Truppen besetzt wurde. Dennoch verlief diese Nacht den friedlichen Bewohnern angstvoll genug. So schrieb unter ihren Eindrücken der Verfasser des „Tagebuchs“ folgendes nieder: „Dampf ertönt dann und wann ein verzweiflungsvolles Gebrüll der trunkenen Krieger, Gewehre werden noch

immer abgeschossen, offenbar gegen erleuchtete Fenster gerichtet, da in mehreren Zimmern Kugeln fielen; plötzliche Pulverblitze erhellen von Zeit zu Zeit die schwarze Nacht, mutmaßlich von Kartuschen herrührend, welche, wie schon im Laufe des Tages geschah, von den Posten auf den Wällen angezündet werden. Wäre nur diese Nacht erst vorüber!“ . . .

Mit der Kapitulation hatte eine lange, schwere Leidenszeit für Breslau ihr Ende erreicht. Dennoch war die Stimmung eine sehr gedrückte. Alle Gutgesinnten, deren Herzen für König und Vaterland schlugen, waren sich sehr wohl bewußt, daß der Fall Breslaus für die Erhaltung der übrigen schlesischen Festungen von den nachtheiligsten Folgen sein würde und daß die ohnehin schon schwer gefährdete Lage des Gesamtstaats dadurch sich noch schlimmer gestalten mußte.

In einer aufs Rathhaus berufenen Versammlung des Magistrats, der Vertreter der Innungen, des Schützenkorps und der Bürgerwehr sprach der Kommandant von Krafft der Bürgerschaft für ihr rühmliches Verhalten und die gebrachten Opfer in tiefer Bewegung seinen Dank aus und schloß mit den Worten: „Das Benehmen der Bürger von Breslau während der Belagerung verdient, daß Seine Majestät der König von Preußen gehörig davon unterrichtet wird, damit Er in Zukunft die erste Perle seiner Krone kennen lerne.“

Am Vormittag des 7. Januar rückte die Besatzung aus und streckte vor dem Feinde das Gewehr; die schlimmeren Elemente darunter setzten auch hier noch die Unordnungen fort, und eine große Anzahl Flinten und

Trommeln wurden zerschlagen. Viele waren total betrunken. Nur die Landreserven und die Artillerie beobachteten die alte preußische Sucht. Die Artillerie hatte sich während der Belagerung besonders ausgezeichnet. Der französische Oberst Blein hob in seinem Berichte an Napoleon hervor: „Die Artillerie von Breslau hat bewiesen, daß sie aus einer guten Schule war; sie hat unsere Laufgräben ausgeschmückt und viele Schartenschüsse gemacht.“ Unter diesen letzteren versteht man Schüsse, die auf die Schießscharte gerichtet sind und die Mündung des feindlichen Geschützrohrs treffen, wodurch dieses unbrauchbar wird.

Die Zahl der ausmarschierenden Besatzungstruppen belief sich auf 5270 Mann. Übergeben wurden dem Feinde 240 Geschütze und 3640 Zentner Pulver. Das war noch ein sehr ansehnlicher Vorrat, wenn man in Rechnung zieht, daß die Festung ca. 50000 Kanonen- und 2 Millionen Gewehrschüsse abgefeuert hatte. Dagegen waren, nach französischer Angabe, gegen Festung und Stadt 20000 Geschosse aller Art, darunter Granaten, Bomben und glühende Kugeln, geworfen worden. Von Zivilpersonen wurden innerhalb der Gebäude 35 getötet und 88 verwundet, dazu kamen noch zweihundert, die auf den Straßen von Geschossen getroffen wurden. Um wie viel besser die Verteidiger auf den Wällen daran waren, zeigt die verhältnismäßig sehr geringe Ziffer von 13 Toten und 24 Verwundeten, während 40 bis 50 Militärpersonen innerhalb der Stadt verletzt oder getötet wurden. In den Militärspitälern gab es 568 Kranke, eine ziemlich große Anzahl, die sich durch den Ausbruch ansteckender Krankheiten erklärt.

Abgesehen von den Schäden an Gebäuden, die innerhalb der Stadt durch das Bombardement angerichtet worden waren, fielen in den Vorstädten über 350 Besitzungen der Vernichtung anheim, die von den Verteidigern der Festung selbst theils zusammengeschoffen, theils in Asche gelegt worden waren. Und alle diese Opfer an Hab und Gut, Leben und Gesundheit der Bewohnerschaft Breslaus waren umsonst gebracht!

Von der Kriegsgefangenschaft waren außer den auf Ehrenwort entlassenen Offizieren unter der gleichen Bedingung auch die Feldwebel sowie die verheirateten Unteroffiziere und Soldaten, die Landmilizen, Jäger, Forstleute und Invaliden ausgeschlossen, die in ihre Wohnorte zurückkehren durften.

Der größte Teil der Belagerungstruppen marschierte nach andern Theilen Schlesiens, nahm aber seinen Durchzug durch die Stadt, der $3\frac{1}{2}$ Stunde dauerte. Als Besatzung blieben in Breslau nur 9 Bataillone Infanterie, eine Kavallerieschwadron und einige Batterien Artillerie, sämtlich Bayern, unter dem Brigadegeneral Grafen Minucci zurück. Am 8. Januar hielt Prinz Jérôme unter dem Donner der Kanonen seinen feierlichen Einzug und nahm im Hatzfeldschen Palais Wohnung. Die Bayern wurden bei den Bürgern einquartiert; sie waren sehr schlimme Gäste und machten unerhörte Ansprüche an die Verpflegung, so daß man sich vielfach an ihre vorgelegten Offiziere und an den zum Kommandanten ernannten Oberst von Stengel mit Beschwerden wenden mußte. Überhaupt haben die Rheinbundtruppen, auch die Württemberger, überall, wohin sie als Feinde ihrer deutschen Stammesgenossen kamen, den übelsten Eindruck

hinterlassen. Auf ihren Streifereien in Schlesiens mißhandelten sie unschuldige Personen in geradezu grausamer Weise und ließen sich auch Beraubungen zuschulden kommen. Bei neun Rheinbündlern, die man gefangen nahm und nach Schweidnitz brachte, fanden sich außer vielen Kostbarkeiten gegen 4000 Taler baares Geld vor. Die historischen Tatsachen lassen sich nicht verschweigen, wenn auch das Jahr 1870 mit seiner erhebenden Waffenbrüderschaft von Nord und Süd einen dicken Strich durch alle jene unliebsamen Erinnerungen gemacht hat.

Mit dem Einzuge der feindlichen Besatzung hatte für Breslau eine neue Periode der Drangsale begonnen, die den vorangegangenen Leiden nicht nachstand. Dazu gab der leichtlebige Prinz Jérôme Beispiele einer Sittenverderbnis, die hier am besten mit Schweigen übergangen werden mögen, wenn sich auch, wie Holtei erzählt, ein gewisser, zum Glück nur kleiner Teil der Einwohner dabei sehr wohl befand. Neben den Lieferungen an Rotwein, womit täglich der Badezuber des Prinzen gefüllt wurde, hatte die Stadt eine unglaubliche Menge von Gegenständen für seinen Hofhalt zu beschaffen und auch noch Tafelgelder zu bezahlen. Sie mußte nicht nur für die Verpflegung der Truppen aufkommen, sondern auch noch für deren Bekleidung Tuch, Leder, Leinwand usw. liefern. Rechnet man hierzu noch die Leistung einer Kriegskontribution, so stellten sich die Lasten, welche Breslau während der Okkupation zu tragen hatte, auf mehr als eine Million Taler.

Kaiser Napoleon trug Sorge, „die Einwohner Breslaus für immer vor dem Unglück einer Belagerung zu schützen“, wie er sich liebenswürdig ausdrückte, und gab

Befehl zur Schleifung der Festungswerke. Schon am 8. Januar wurde unter Oberaufsicht des französischen Platzingenieurs damit begonnen. Zu dem Zerstörungswerk mußte die Stadt, natürlich auf eigene Kosten, die Arbeiter stellen, deren Zahl zuweilen bis auf dreitausend stieg. Die festen Mauern wurden mit Pulver gesprengt. Das französische Gouvernement faßte schon damals die Umgestaltung des Festungsterrains zu Promenaden ins Auge. Auch dem Prinzen Jérôme verdankt Breslau die ersten Anfänge einer Verschönerung: er ließ um das Tauenziendenkmal einen großen Truppenübungsplatz anlegen und gab ihm selbst den Namen „Tauenzienplatz“.

Durch den Fall von Breslau bekam der Feind den größten Teil von Schlesien in seine Gewalt und entzog dem preußischen Staate die wesentlichsten Mittel zu einer neuen Verstärkung seiner Streitkräfte.

Am 9. Juli 1807 wurde der Friede zu Tilsit geschlossen, durch den König Friedrich Wilhelm III. fast die Hälfte seines Landes einbüßte. Erst vier Monate später, am 20. November, wurde Breslau vom Feinde geräumt. Bis zum Einmarsch der preußischen Garnison versah die Bürgergarde den militärischen Dienst und besetzte die Stadt- und Torwachen.

* * *

Sechs Jahre später sollte der so hart geprüften Stadt Breslau eine glänzende Genugtuung zuteil werden. In ihren Mauern begann das Vorspiel zu der großen Welttragödie, die mit dem Untergange des Tyrannen Napoleon endete. Hierher, in seine zweite Residenz, hatte sich am 25. Januar 1813 König Friedrich Wilhelm III.

begeben, um den Augenblick zu erwarten, wo er, vom Zwange politischer Rücksichten befreit, dem Franzosenkaiser den Fehdehandschuh hinwerfen durfte. Von hier gingen die Befehle zur Bildung der Landwehr aus, denen am 17. März der entflammende Aufruf „An mein Volk“ folgte; hier stiftete der König das kriegerische Ehrenzeichen des Eisernen Kreuzes und sammelte die erprobtesten seiner Heerführer um sich, allen voran Blücher, Scharnhorst und Gneisenau. Nach der alten Oderstadt strömten von allen Seiten wehrhafte Männer und Jünglinge, um sich unter Preußens Fahnen zu scharen, und Lüchow schlug hier das Werbebureau für sein Freikorps, die „wilde, verwegene Jagd“, auf.

Die einst so verödeten Straßen und Plätze, in welche vernichtend die feindlichen Geschosse gefallen waren, füllten sich mit heranziehenden Truppen, und zwischen Kanonen, Munitionswagen und Ladungen von Waffen drängten sich in unbeschreiblichem Gewühl viele Tausende, die des Königs Rufe gefolgt waren und es nicht erwarten konnten, sich mit dem Schwert zu umgürten, während Tag und Nacht in allen Werkstätten an Ausrüstungsstücken jeder Art gearbeitet wurde. Die heranbrausenden Wogen einer mächtigen Zukunft hatten alle Gemüter ergriffen, und Breslau ward der erste Ausgangspunkt der ungeheueren Bewegung, die sich zu einem europäischen Kriege auswuchs und den unterjochten Staaten und Völkern ihre Freiheit und Selbständigkeit zurückgab.

Im Phönix-Verlage von Carl Siwinna in Kattowitz und Leipzig erschien ferner:

Jena und Auerstädt

Eine kurzgefaßte Geschichte der unglücklichen Kriegereignisse des Jahres 1806, welche Friedrich Wilhelm III. nahezu der Hälfte seines Königreichs beraubten. Mit Illustr. und 2 Karten. Von *Gustav Höcker*. Preis geb. M. 1.50.

Das Buch ist keine Jeremiade, die eine alte Wunde wieder aufreißt, sondern eine objektive, wahrheitsgetreue Darstellung der politischen und militärischen Verhältnisse, denen Preussen unterliegen musste, ohne jede Beschönigung der Schwächen und Fehler, welche auf preussischer Seite die Mitschuld an der Katastrophe trugen.

Der Verfasser deckt die Wortbrüchigkeit Napoleons auf, der zur Erreichung seiner Zwecke auch vor den verworfensten Mitteln nicht zurückschreckte und dem von ihm hingegangenen König von Preussen das Schwert in die Hand zwang. Wir werden Zeugen der Kriegsbegeisterung, die sich noch auf das ruhmbedeckte Heer Friedrichs des Grossen stützt; aber die Generale, die sich jetzt mit dem Genie Napoleons messen sollen und von einer grossen Vergangenheit zehren, sind alt und morsch geworden und die Armee selbst ist ungenügend ausgerüstet und mit ihrer veralteten Kampfweise der fortgeschrittenen französischen Kriegsführung nicht gewachsen. So kommt es zu den Niederlagen von Jena und Auerstädt, die in lebhaft geschilderten Schlachtbildern, Reiterattacken und kleinen Episoden vorgeführt werden; so folgt der verhängnissvollen Doppelschlacht der fluchtartige Rückzug, die Gefangennahme grosser Heeresteile und die schmachvolle Kapitulation wichtiger Festungen. Aber auch mancher preussischen Heldentat dürfen wir uns erfreuen. Aus dem Chaos des Kriegsgetümmels versetzt uns das Buch mitten in die Königliche Familie, die, heimatlos umherirrend, ihre Zuflucht an der äussersten Grenze der Ostmark suchen muss. Die hehre Gestalt der Königin Luise, von der das inhaltschwere Wort stammt: „Preussen ist auf den Lorbeeren Friedrichs des Grossen eingeschlafen,“ tritt in ihrem ganzen Schmerz um das zu Boden geworfene Vaterland in den Vordergrund. Kaum von schwerer Krankheit genesen, muss sie vor dem ungestümen Siegeslauf des französischen Heeres die beschwerliche Flucht über die Kurische Nehrung nach Memel wagen, und nachdem die erhoffte Rettung Preussens durch den russischen Verbündeten und dessen laue Kriegsführung in den Schlachten von Eylau und Friedland vereitelt worden ist und Kaiser Alexander Preussen aufgegeben hat, bringt die hartgeprüfte Dulderin das schwere Opfer, den übermütigen Eroberer, der die edle Frau in seinen Siegesbulletins beschimpft und verleumdet hat, in eine Zusammenkunft zu milderen Friedensbedingungen zu bewegen zu suchen, ohne an dem schimpflichen Frieden von Tilsit etwas ändern zu können.

Mit der Perspektive auf die Freiheitskriege, in denen Preussen die Sklavenketten der französischen Herrschaft abschüttelte, schliesst das Buch, das in seiner schlichten, leichtverständlichen, aber stets fesselnden Darstellung auch da, wo es die erlittene Schmach schildert, die patriotische Erhebung im Leser weckt.

„Mit ganz besonderem Vergnügen, mit lebhafter Freude und spannender Erwartung“ schreibt das Hofmarschallamt, hat Seine Kgl. Hoheit der

Prinz Eitel Friedrich von Preußen

die Widmung des soeben erschienenen, hervorragenden vaterländischen Festgeschenktes angenommen:

Die eiserne Zeit vor 100 Jahren

Heimatbilder aus den Tagen der Prüfung und Erhebung.

Bild und Wort von Prof. Richard Knötel.

Jedes der 50 prächtigen Bilder ist ein Kabinettstück.
in Prachtband elegant gebunden M. 6.—
die Volksausgabe gebunden M. 5.75



Welchem der 50 prächtigen Bilder man den Vorzug geben soll, ist schwer zu sagen.
Jedes ist ein Kabinettstück, jedes eine mit dem Herzen geschriebene Schilderung
aus den Tagen unserer Urgroßväter.

Trotz der hohen Herstellungskosten ist der Verkaufspreis äußerst niedrig bemessen, um dieses hervorragende vaterländische Festgeschenk möglichst weiten Kreisen zugänglich zu machen.

Carl Siwinna, Pflönnitz-Verlag, Kattowitz und Leipzig.



D. K. ...

60-





BIBLIOTEKA GŁÓWNA

16/3

224026/1